Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Tricotrin,

oder

Die Herzogin de Lirà.

Erster Band.

Tricotrin,

oder

Die Herzogin de Lirà.

Roman

von

Ouida.

Verf. von „Strathmore“ — „Chandos“ ꝛc.

Aus dem Englischen.

Erster Band.

Berlin, 1872.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Es war Herbst, ein reicher sonniger Herbst in Frankreich. Der goldene Glanz des Abendroths spielte auf dem Moose des Weinberges. Die Wälder standen da in rother Pracht der herbstlichen Blätter, und die purpurnen Trauben wurden für die Kelter gepflückt. Ein süß betäubender Duft von überreifen Früchten, welche von unachtsamen Füßen zertreten wurden, erfüllte die Luft.

Weiter hin erblickte man die schlängelnde Landstraße, staubig und weiß in der brennenden Hitze; aber hier, in einem Winkel des Gebirgslandes, einer Schlucht, die von Weinbergen und buschigen Stauden umgeben war, war es kühl, nur hie und da brachen die Sonnenstrahlen durch die dichtbelaubten Zweige, während dort, wo sie den dichtesten Schatten warfen, ein kleiner Waldbach lustig dahin sprang, und den Fuß eines alten Epheu=

umwachsenen Thurmes umspülte, der in Mitten seines grünen Nestes zerfallen war. —

Nur ein Laut unterbrach die tiefe Stille, obschon das Quellchen murmelnd dahin rieselte, und dann und wann der Ton einer Klosterglocke oder das fröhliche Aufjauchzen einer Winzerin aus der Ferne herüberdrang, — nur ein Laut wurde gehört, — das geschwinde, scharfe, lustige Knacken der Nüsse unter den Zähnen eines Affen. Dutzende von Eichhörnchen waren auf dieser einsamen Stelle, welche unstreitig das Erbrecht zu all den Nüssen hatten, welche die Zweige trugen oder die Gräser verbargen; — jedoch Mistigri erkannte diese heiligen Rechte nicht an, er liebte die Nüsse über Alles und fragte nicht danach, wie er ihrer habhaft wurde; er saß oben in seiner ganzen Herrlichkeit oder schwang sich von Zweig zu Zweig, immer knackend und essend und die Schalen fortwerfend mit der freudigen Selbstbefriedigung, die ein kleiner schwarzer Affe nach einer glücklichen Räuberei gewiß in eben dem Maße fühlt, als ein sieggekrönter Herrscher.

„Mistigri, Mistigri,“ sagte sein ihn beobachtender Gefährte, „wer könnte an Deinem menschlichen Verstande zweifeln, der Dich einmal hat naschen sehen? Ohne zu erröthen, trägt der

Affe sein gestohlenes Gut in seinen Taschen fort, der Mensch dagegen bringt das Seinige unter dem Namen „Profit" — „Procent" — „Handel" — oder „Annexion" still auf die Seite. — — Der natürliche Grad der Civilisation vom einfachen normalen „Stehlen": „Größere Klugheit, größere Vorsicht!" — das ist der einzige Unterschied, nicht wahr, Mistigri?"

Mistigri warf den Kopf auf die Seite, wollte aber die Zeit mit Antworten nicht vergeuden, sein kleiner schwarzer Mund war voll guter Kerne. „Warum sprechen, wenn man nehmen kann?" würde er gesagt haben.

Sein Gebieter wartete auch nicht auf Antwort, unbekümmert sang er Stellen aus Goethe's „Müllerlied" vor sich hin.

Seine Stimme wetteiferte mit dem Geplätscher des Baches, und dazwischen verzehrte er sein einfach ländliches Vesperbrod, welches aus Chasselas-Trauben und schwarzem Brode bestand. Es war ein Mann von ungefähr 40 Jahren, angethan mit einem leinenen Kittel und einem Tornister, der so schlecht war, als hätte er einem afrikanischen Soldaten angehört. Eine Feldflasche guten Weines und eine Geige lagen neben ihm. Er selbst saß auf einem umgefallenen Baumstamme. Die

Sonne brach spielend durch das üppige Laubdach über ihm und malte die Blätter in tausend hellglänzenden Farben, oder umgab sein Haupt mit einem Glorienschein, wenn er dasselbe erhob, um Mistigri ein Wort zuzuwerfen, oder den letzten verhallenden Tönen der Schwarz-Drossel zu lauschen. Es war ein schöner homerischer Kopf, kühn, königlich, furchtlos — und edel, mit der Hoheit des Löwen in seiner Haltung, und der Herausforderung des Adlers im Blicke, — ein Kopf, welchen der Künstler seinem Hector oder seinem Phoebus gegeben haben würde.

Auch seine Züge waren schön und trugen den Ausdruck der Beredtsamkeit; die gewölbte Stirn des Dichters, — der lachende Mund des Vergnügten, — der trotzige Muth des Soldaten, und der tiefe Gedanke des Gelehrten — diese unter einander so verschiedenen Ausdrücke verbanden sich auf seinem Gesichte zu einer Einheit — der Einheit des Genies! —

In diesem Augenblicke las man in ihnen nur den Genuß der reichen sonnigen Natur und die behagliche Wonne eines müssigen Moments. Er verzehrte seine Trauben und sprach ab und zu mit Mistigri, der es sich in Mitten der Nußbäume wohl sein ließ. Aber der Glanz seiner Augen, die einmal blau und

dann wieder dunkel erschienen, je nachdem das Licht sie traf, zeugte von tief-ernstem Nachdenken. Um seine feingeschnittenen Lippen, von der Fülle des Bartes bedeckt, spielte der sarkastische Zug des Satyrikers, aber auch herzlich wohlthuende geniale Sympathie. Der Ausdruck seines Gesichtes änderte sich, als er die übrig gebliebenen Krumen seines Brodes den Enten zuwarf, die weiter unten, da, wo das Wasser um den alten Thurm stiller wurde, watschelten; dann nahm er seine Geige von der Erde auf; man sah es ihm an, daß er sie liebte; die Melodien, welche das Wasser während seines Mahls ihm zugerauscht, waren in seinem Herzen sanfte — wild vermischte Töne, die er durchaus wiedergeben mußte, gleichwie ein Maler nicht Ruhe hat, bis er die Scenen einer einmal gesehenen, schimmernden Landschaft auf die Leinwand gebannt. „Ruhig, Mistigri!" sagte er halbleise, und der Affe saß ganz still auf dem Haselstrauch, doch fuhr er fort zu essen, aber geräuschlos. — Der Mann lauschte noch eine Weile dem Strome, dann strich er seinen Bogen über die Saiten. Die Melodien strömten in die tiefe Stille aus und gaben den Gesang des Baches in schönen tiefgefühlten Harmonien wieder, gleichwie Goethe ihn in Versen wiedergab. — All sein köstlich frisches Geschwätz, — sein silber-

tönendes Rauschen — all sein kühles beschwichtigendes Gemurmel — und dann wieder die Pausen der tiefen Ruhe — alles, was der Waldstrom erzählte — von den Winden, welche die Zweige in seinen Schaum geworfen, — von den Mädchengesichtern, die sich in seinem klaren Spiegel beschaut, — von den blauen Vergißmeinnicht und den schneeweißen Lilien, die er so liebend getragen, — von den süß heimischen Idyllen, die er gesehen, als sein Weg ihn an dem alterthümlichen Müllerhaus vorbeiführte, wo die Mauern im Epheu verborgen standen und die Kinder und Tauben mit rosigen Füßen auf dem still stehenden Rade spielten, — von den müden Seufzern, die über ihm bei dem grauen alten Kloster hingehaucht wurden, von wo die Töne des Miserere's sich zu ihm herüberstahlen, und wo er selbst so lebenslustig und froh in die Welt hinein sprang, gefolgt von den traurigen Augen der hier abgeschlossenen Mädchen: — von all diesem erzählte der Fluß, und die Musik erzählte es wieder. — Es war aber auch eine Künstlerhand, welche die Saiten berührte, und was ungebildete Ohren nur schwach im Rauschen des Farren-bewachsenen Stromes vernahmen, das hörte er in wunderbaren Reimen und übersetzte dieselben in eine klar verständliche Sprache: in die „Universal-Sprache", die nicht an Völker

und Länder gebunden ist, die keine Grenzen kennt, und in welcher der Musiker zu dem Herrscher wie zu dem Wilden spricht.

Kein Geschöpf war in seiner Nähe, ausgenommen die gelbgeflügelten Lorioles und Mistigri, der jedoch in seine Nüsse vertieft war. — Mehr als eine Stunde spielte er, aus Liebe zum Thema und zur Kunst, — und eine alte Bauernfrau, die in einiger Entfernung durch den Wald dahinschritt und den im Gebüsch versteckten Spieler nicht sah, streichelte lächelnd das Haar ihres Enkelkindes, das in banger Furcht vor den magischen Waldmelodien sich fest an sie schmiegte. „Die Wald-Elfen? mein Kind, bah, das ist ja Tricotrin!“

Das Geräusch ihrer Füße in den dürren Blättern verhallte, er spielte weiter, und immer weiter, solche Poesie, wie Bamboche sie seiner Violine entlockte, und Poussin, der — mit der Leidenschaft eines Weibes weinend, — sein Haupt beugte, und unter Thränen wie in einer Vision sein „Et in Arcadia Ego“ erblickte.

Dann plötzlich, wie er angefangen, ließ Tricotrin den Bogen sinken, nahm sein Feuerzeug, schlug Licht und rauchte aus einer großen arabischen Pfeife von geschnitztem Holze, die durch langen Gebrauch polirt und geschwärzt war. Durch die Stille, welche

jetzt herrschte, brach ein leises fröhliches Gekicher, wie das Aufjauchzen eines kleinen Kindes. Er sah sich nach allen Seiten um, bog das Dickicht der Farrenkräuter zu seinen Füßen auseinander; — das Lachen klang dicht bei ihm, er sah aber nichts. Unbekümmert blies er daher den Dampf fort und folgte den glänzenden Augen der Vögel, die ihn aus dem Schatten des Waldes anblickten; dann erklang der Ton wieder, und zwar unmittelbar in seiner Nähe; jetzt stand er auf, schob das Buschwerk ein wenig auseinander und blickte nun über ein zerfallenes Gitter, — da sah er dann, was ihn aus seiner Meditation gestört hatte. Halb im Moose und im breiten buschigen Grase verborgen, saß das Kind, dessen Stimme er gehört; es streckte seine Händchen nach den prächtigen Schmetterlingen, die über ihm dahinflogen, aus, und breite gelbe Weinblätter, mit süßduftendem Jasmin vermischt, bedeckten es ganz. Das Kind mochte ungefähr zwei bis drei Jahre zählen; sein liebliches Gesichtchen war rosig warm vom Schlaf; die lachenden Augen glänzten im Licht; sein langes Haar lag, wie Goldstaub, auf dem Moose, und die zarten unbedeckten Glieder mühten sich vergebens, aus den Falten des rauhen, rothen Mantels, der sie umgab, loszukommen. Der Scharlach des Mantels, das Schneeweiß der

Jasminblüthen, die gelben Schattirungen des wilden Weines, die Farbe der geflügelten Insekten, das Köpfchen des Kindes über dem Moose und das frische liebliche Gesicht, wie eine sich öffnende Moosrosenknospe: — dies alles gab ein überaus herrliches Bild; und er, der keinem Bilde achtlos vorüberging, sondern eine Sammlung in seinem Gedächtniß bewahrte, die gewiß alle Bilder-Gallerien der Welt übertraf, stand auch hier still und betrachtete es mit verschränkten Armen.

Das Eigenthümliche und Sonderbare daran fiel ihm gar nicht auf, er sah es an, wie ein Gemälde, das vielleicht aus dem Pinsel eines seiner französischen Brüder hervorgegangen und hier zur Schau gestellt war. Das Kind jedoch, als es ein menschliches Auge auf sich gerichtet sah, vergaß seine Schmetterlinge und erinnerte sich nun seiner menschlichen Bedürfnisse. Es streckte ihm anstatt den luftigen Spielkameraden die Händchen entgegen, und rief mit kläglicher, sich selbst bemitleidender Stimme: „J'ai faim!“ Ohne Zweifel war ihm ein Stück Brod lieber, als alle Schmetterlinge der Welt.

„Hungrig?“ sagte er, das kleine Mädchen in derselben Weise anredend, wie er es bei Mistigri zu thun gewohnt war. — „Ich habe nichts für Dich. Wer hat Dich hierher gebracht,

Du verirrtes Lamm? Ausgesetzt und verlassen, um der Last, Dich zu pflegen, überhoben zu sein, ist's nicht so? Nun, nun, d'Alembert wurde in den Straßen von Paris ausgesetzt, und eine Milchfrau ward seine Pflegemutter; er spielte nachher eine ziemlich große Rolle. Vielleicht brachte Dich irgend eine zarte de Jeucin zur Welt und hat Dich hier versteckt wie geschmuggelte Waare, nur daß sie Dich nicht so werthvoll erachtete. Ist es nicht so?"

„J'ai faim," schrie das Kind abermals, ihre ganze Geschichte war in dem einen Fact zusammengedrängt, daß es ihr an Brod fehlte.

„Nun denn, fange einmal," erwiederte er ihr Geschrei, indem er in ihre Hände eine Traube gleiten ließ, die er noch in seiner Tasche hatte. Diese genügte vollständig; das Mädchen war mehr durstig als hungrig, obschon sie kaum ihre eigenen Gefühle zu unterscheiden vermochte; ihre Kehle war trocken, und die Traube war Alles, was sie verlangte. Ueber das moosbedeckte Gitter gelehnt, beobachtete er, wie sie dieselbe höchst befriedigt verspeiste. Sie war ein wunderbar schönes Kind, schöner noch durch die rauhe Bekleidung, aus der ihre zart geformten weißen Schultern und ihre unbedeckte Brust sich er=

hoben, während die kühlen Lüftchen mit ihren glänzend blonden Locken spielten.

„Ausgesetzt, um Dich los zu sein, das ist klar,“ murmelte er, zu ihr hingewandt. „Jeder, der Dich aufnimmt, thut Dir gewiß den größten Schaden; stirb jetzt, im Sonnenschein und unter den Blumen, niemals wird Dir wieder eine so herrliche Gelegenheit zu Theil werden, diese Welt auf so poetisch malerische Art zu verlassen! Wer war doch erfinderisch genug, Dich hier zu verstecken? die arme Näherin, die ihren letzten Sou ausgegeben, oder Madame la Marquise, die ihre letzte Rolle gespielt? War es Magdalena, die jetzt im Sack und in der Asche trauert, weil sie gewagt hat zu sündigen, ohne im Stande zu sein, Absolution zu kaufen? oder vielleicht Messalina, die zehntausend giftige Leidenschaften unter einem silbergestickten Gewande verbirgt, und die sich nur verschwiegen und vorsichtig vor den ‚Folgen‘ hütet? Welche von diesen hat Dich gezeugt?“

Auf diese sie so nahe angehenden Fragen konnte das schöne Kind nicht antworten, zumal da ihre Sprache noch unvollkommen war; aber glücklich im Genuß ihrer Traube, sah sie lächelnd zu ihm auf, ihm ihren stillen Dank ausdrückend; einen Strauß Jasmin hielt sie in die Höhe und war so vergnügt auf ihrem

Blumenlager, als hätte sie in einer silbernen Wiege geruht. Die Fragen kümmerten sie keineswegs; keine dunkele Scheidewand verbarg ihr den blausonnigen Himmel, die Schmetterlinge flogen ebenso zuthunlich über sie wie über die Stirn eines Königskindes hinweg, die weißen Blumen verwelkten nicht in ihrer Bastard- wie in jeder andern Hand.

„Wie herrlich die Sonne Dich bescheint," fuhr er, mit sich selbst redend, aber zu ihr gewandt, fort. „Ah! Natur ist eine furchtbare Socialistin! Was für Republikaner würde sie aus den Menschen machen, wenn dieselben ihr nur zuhören wollten. Aber das hat keine Gefahr, — sie lieben ihre Schule einmal nicht! — Du scheinst Dich sehr bequem dort niedergelassen zu haben, und ganz bald wird es mit Deinem Leben vorbei sein. Du bist doch recht glücklich! Freilich wirst Du ein wenig leiden — bah — was thut das? Jedermann leidet früher oder später, und je länger man lebt, desto bitterer wird der Schmerz! Gesetzten Falles, Jemand nähme Dich auf und Du lebtest, das wäre doch sehr schlimm für Dich. Du würdest ein herrlich schönes Weib werden, aber schöne Weiber sind des Teufels Adjutanten. Du würdest alle Männer in das Netz Deiner goldenen Haare ziehen und mit dem Hauch Deiner Lippen ihre Nahrung

stehlen! Ja gewiß, das würdest Du! Und dann käme das Alter, für Weiber von Deinem Schlage ein furchtbarerer Feind, denn Verbrechen oder Tod, und mit jeder Runzel in Deinem Gesicht würdest Du unaussprechliche Schmerzen leiden und ein Märtyrerthum mit jeder ergrauenden Locke; und dann würdest Du hartherzig, welk und häßlich werden, und selbst der roheste Mann würde sich mit Abscheu von Dir wenden! Von der Bühne, wo jeder Mund Dir einst Triumph zugejauchzt, würden sie Dich hinwegpfeifen, und Du würdest sehen, wie die Neuangekommenen sich lachend mit den Rosen schmückten, die einst Deine Stirn umkränzt hielten. — Und dann käme das Ende — das Hospital, — die hölzerne Behausung, — Dein Grab, dem Erdboden gleich gemacht, — sobald Du darin bist, — und die Welt tanzte fort im fröhlichen Sonnenschein, ohne Deiner weiter zu gedenken. Ah! — sei weise! — Stirb, von Schmetterlingen und Blumen umgeben, — jetzt kannst Du es noch."

Das unten im Nestchen liegende Kind sah freundlich lachend in seine Augen. „Viva!" rief sie, während sie die Trauben mit ihren kleinen Händen umschlossen hielt.

„Viva? Was willst Du damit sagen? Willst Du mir im gebrochenen Italienisch zu verstehen geben, daß Du leben willst?

Pfui doch! das ist nicht philosophisch! — Nimm den Rath zweier Philosophen an. Bolingbroke sagt: ‚Es kostet so viel Sorge, ehe der Mensch zur Welt kommt, und dann wieder so viel Schmerz, dieselbe zu verlassen, daß es nicht der Mühe werth ist, überhaupt in der Welt zu sein,‘ und ich sage Dir dasselbe. Er hatte freilich Kuchen und Wein, aber der Kuchen wurde ihm alt und der Wein sauer. Was aber willst Du in der Welt anfangen, ohne irgend etwas zu besitzen? Für einen Mann schon ist das Leben werthlos, was willst Du denn, ein Weib, damit machen? Der Wunsch, leben zu wollen, ist ein Irrthum, der nur so lange vorhält, bis man ihn als solchen erkannt, und dann ist's zu spät. Wir leben immer so lange, bis wir höchst unglücklich sind, und sobald wir die Spur gefunden haben, das Problem zu lösen — paff — verlöschen wir wie ein Talglicht, gerade in dem Augenblicke, wo wir anfangen, heller zu brennen. Laß Dich überzeugen, mein Kind, denke nicht mehr an das Leben; ergreife die goldene Gelegenheit, die sich Dir jetzt darbietet, wirf sie nicht achtlos fort, es wird Dich sonst gereuen."

Der gute Rath, den „Erfahrung" gab, wurde, wie es immer geschieht, von der „Unwissenheit" verworfen. Das Kind

lachte noch immer über die Trauben und murmelte wieder und wieder das einzige Wort, welches ihr Name zu sein schien: „Viva, Viva, Viva!“

„Die Hartnäckigkeit der Weiber kommt schon früh bei Dir zur Entwicklung! Warum willst Du nicht einsehen, daß Du es nie besser haben kannst! Die Lieblinge der Götter sterben früh! Wirklich Du thust Unrecht, die Liebe zum Leben derjenigen der Götter vorzuziehen! Was steht Dir auch bevor? Gebrandmarkt, ‚ausgestoßen‘, wird Dir nichts weiter übrig bleiben, als Männer durch die Reize Deiner Schönheit zu betrügen, oder, wenn Du tugendhaft genug bist, an drei Hellern täglich zu verhungern, und zum Lohn für Deine Tugend ein obscüres Leichenbegängniß! Bleibst Du am Leben, so werden Deine Hände entweder beschmutzt oder leer sein. Ich stürbe gleich unter den Jasminen!“

Das Kind jedoch, immer noch achtlos der guten Rathschläge, versuchte sich lächelnd aus dem Netze der sie umgebenden Blüthen und Moose zu befreien.

„Du willst also durchaus leben? — wie schade“, brummte ihr einsamer Gefährte. „Laß Dein Haar erst einmal gebleicht sein, und Du wirst wünschen, Du wärest gestorben, so lange es

noch blond war! — Jedermann wünscht das, aber, so lange die Jugend währt, sieht Niemand es ein! Du willst leben? Eva verlangte schon die Frucht, die schön anzuschauen war! Wenn ich Dir jetzt nun würde zu Willen sein, so würdest Du mich nach dreißig Jahren als Deinen bittersten Feind anklagen! Kannst Du denn gar keine Vernunft annehmen? aber — wenn Du auch älter wärest — Dein Geschlecht würde das schon nicht zulassen! — Wir wollen einmal Mistigri fragen! Mistigri, soll das Kind leben oder sterben?"

Der Gefährte und Rathgeber, welcher in des Mannes Tasche seine Wohnung hatte, war an derartige Anreden gewöhnt. Er schwang sich auf das Gras und setzte sich neben das Gitter. Das Kind sah den Affen jetzt erst und streckte die Händchen aus, ihn zu streicheln. Mistigri war immer liebenswürdig, wenn er satt gefressen hatte, und besonders dann sehr freigebiger Natur, er streckte sein Pfötchen aus und reichte dem Kinde eine Nuß, als Anfang der neuen Bekanntschaft.

„Du votirst auch für Leben?" rief Tricotrin aus. „O Mistigri, ich glaubte Dich so verständig — für Dein Geschlecht! Wenn eine weitsehende Mutter, die über die Schwächen der Weiber erhaben ist, Alles hier so praktisch eingerichtet hat, sollten

wir doch nicht sentimental genug sein, störend in ihr Werk einzugreifen!"

Während er noch sprach, sah das kleine Geschöpf, welches sich vergebens gemüht hatte, aus ihrer Waldwiege loszukommen, und nun ihre Anstrengung einstellte, mit hülfesuchendem Blicke zu ihm auf. In ihren schönen, sanften Augen schimmerten Thränen; ihre Lippen zitterten in stummer Klage.

Der Mann, der keinem wunden Vogel vorbeiging, ohne ihm zu helfen, und der keinem lahmen Hunde begegnete, ohne ihn zu tragen, konnte dieser pathetischen Hülflosigkeit nicht widerstehen. Er drehte sich um und rief:

„Grand'mère Virelois, seid Ihr da? Hier ist etwas für Euch!"

In Erwiederung dieses Rufes trat aus der niedrigen, zerfallenen Thür des alten Thurmes eine Bauernfrau, gebräunt und vom Alter gebückt, doch behend wie ein Reh. Die schwarzen klugen Mausaugen sahen hell unter ihrer hohen weiß gestärkten Mütze hervor.

„Was giebt's, guter Tricotrin", fragte sie mit süßer melodischer Stimme, welche den Accent so mancher französischen Bauernfrau so überaus lieblich klingen läßt. Die

Stimme zeugte von der Zufriedenheit eines braven, thätigen Geistes.

„Ein verlorenes Lamm", antwortete Tricotrin. „Ob es aber von Maria Magdalena, oder von Madame la Marquise stammt, ist mir unbekannt, wird auch wohl nie bekannt werden. Uebrigens ist das Kind unverständig. Es denkt, ein Mund voll schwarzen Brodes sei einem leichten, angenehmen Tode unter den Blumen vorzuziehen! Claudine de Jeucin hat einen weiblichen D'Alembert hier im Moose gebettet, habt Ihr nicht Lust, Pflegmutter zu spielen?"

Grand'mère Virelois horchte hoch auf, verstand aber von alle Dem nicht mehr, als hätte er hebräisch gesprochen. Doch war ihr seine Weise schon bekannt; sie fragte daher nochmal:

„Was soll ich denn sehen?" und blickte dabei neugierig in die dichten Gebüsche.

Aber ehe er noch antworten konnte, fielen ihre Augen auf das Kind, und sie stand regungslos vor Erstaunen. Seine ihr vorher unverständliche Rede war ihr jetzt klar.

Sie bekreuzte sich; Erstaunen, Mitleid und Bewunderung im Gesicht! Sie beugte ihren kleinen, eingeschrumpften, jedoch

immer noch thätigen Körper über das Gitter hinweg, um das Findelkind aufzunehmen; dieses gelang ihr jedoch nicht! —

„Heilige Jungfrau! Tricotrin", rief sie, „seht hier! Das Kind ist angebunden! Helft mir!"

Hastig drehte er sich um und sah, daß die Fasern und Ranken des wilden Weines, hier und da mit starkem Bast verknüpft, so fest um die Glieder des Kindes verschlungen waren, daß es niemals sich aus diesem Gewirre hätte befreien können. Es war klar wie der Tag, das Kind war hier angefesselt worden, damit es ungesehen umkommen möge. Tricotrins Gesicht zeigte tiefe Falten.

„Mord also, nicht Unachtsamkeit! Ach, dies ist Madame la Marquise, nicht Magdalena", murmelte er, indem er rechts und links die Stricke zerschnitt und das Kind befreite, während Grand'mère Virelois sich mit der ihrem Geschlechte eigenen Lebhaftigkeit in Bewunderung über des Kindes Schönheit, sowie auch in Verwünschungen über die Sünden einer ihrer Schwestern erging.

Tricotrin rauchte gelassen fort, bis sich ihr Zorn ein wenig abgekühlt hatte.

„Scheltet die Mutter nicht", warf er endlich ein; „Jeder=

mann sucht sich von unangenehmen Folgen zu befreien, wenn er kann. Wir haben gewiß nicht klug gethan, in ihre Anordnungen einzugreifen. Wir haben nur einen „lebenden Mißgriff", den sie begraben wollte, wieder an's Licht gezogen."

„O Pfui, schämt Euch, Tricotrin", rief Grand'mère, vor Erregung zitternd und das Kind in ihre verschrumpften Arme nehmend. „Wie könnt Ihr doch bei solcher Bosheit scherzen! Wie könnt Ihr die Mörderin entschuldigen?"

„Bah!" entgegnete Tricotrin, den Rauch seiner Pfeife unbekümmert fortblasend. „Das ganze System der Schöpfung gründet sich auf einer ununterbrochenen Kette von Mordthaten. Ueberall in der ganzen Welt wird nur ein Leben auf Kosten des andern unterhalten."

Grand'mère Virelois, die eine fromme Frau war, schauderte und preßte das Kind näher an sich.

„Ah — ah — das böse Weib! Wie wird sie der heiligen Jungfrau begegnen können am jüngsten Tage?"

„Wie sie der Welt begegnen soll, in der sie lebt, die Frage wird sie mehr beschäftigen, glaube ich. Eine durchaus kluge Frau. Ihr und ich, wir sind zwei Gefühlsmenschen, die in ihr bewundernswerth künstlerisches Spiel störend eingreifen. — Du

willst also leben, Kleine? Es soll mich wundern, wie und was Dein Leben sein wird! Wirst Du ein gutes albernes Weib, gewiß eine Jeremiade, wirst Du aber ein kluges und schlechtes, ohne Zweifel ein lustiger Cancan! — Welches von Beiden? Eh!"

„Mein Gott, sie ist ein Engel", sagte Grand'mère halblaut. „Welch seidenartiges Haar, die schönen Augen und vollends der kleine Rosenmund. Und hier der Kälte und dem Hungertode preisgegeben! Ah gewiß, die heilige Maria selbst wird Dich an der Unmenschlichen rächen!"

„Die Rache wird nicht auf sich warten lassen, wenn die Sünderin in einer Dachkammer wohnt; in Palästen aber wird dieselbe nicht so geschwind einkehren. Nun, da Ihr einmal das Kind in Euren Armen habt, ist es Euch auch schon eingefallen, woher Ihr ein Stück Brod für dasselbe nehmen sollt?"

„Ich will ihm schon welches verschaffen, müßte ich es mir selbst entziehen! Das reizende Kind! Wer war doch herzlos genug, es auszusetzen? Wo auch immer die Mutter sein mag, möge Gottes Strafe sie treffen."

„Die Gottheit soll sie ausfindig machen? Kein übler Gedanke das! Nun, die Zeit wird's lehren. Aber antwortet mir, Grand'mère, wollt Ihr das Kind wirklich behalten?"

Das braune, runzelige, aber freundlich aussehende Gesicht der alten Frau wurde ernsthaft.

„Ah, mein Freund, die Zeiten sind schlecht. — Es fällt mir schwer, auch nur ein Stückchen Brod für meinen eigenen Bedarf zu verdienen, ich nähe, nähe — nähe und spinne, spinne — spinne, bis mir die Augen den Dienst versagen. — Und doch! — Das hübsche Kind und Niemand, der sich seiner annimmt! Ich weiß es wirklich nicht. Es wird hart hergehen, wenn sie zu mir kommt. — An manchen Tagen in diesen schweren Zeiten habe ich nicht einmal ein wenig Kraut in das Wasser, um Suppe zu kochen! Aber wißt Ihr gewiß nichts weiter von ihr, Tricotrin?"

„Nichts."

Frei und offen schauten seine leuchtenden Augen in die ihrigen; sie wußte — alle Völker, die er besuchte, wußten es — daß Tricotrins einfache Bestätigung zuverlässiger sei, als die heiligsten Eide der meisten Menschen.

„Dann ist sie auch hier heimlich verlassen worden, um zu verhungern?!"

„Es scheint so!"

„Ach, das Engelskind! Was verdient doch das brutale, steinerne Herz der Mutter!“

„Es wird bestraft werden, wenn es in einer lumpenbedeckten Brust wohnt, schlägt es aber unter Spitzen und Seide — wohl kaum!“

„Wahr, wohl wahr! Aber der gute Gott wird zur rechten Zeit die Strafe senden! — O, Kleine, wie konnte man Dich verstoßen?“ rief Grand'mère aus, von Neuem das Kind liebkosend, das sich zufrieden lächelnd in ihre freundlichen Arme schmiegte.

„Ihr wollt sie also an Kindesstatt annehmen?“

„An Kindesstatt annehmen? Heilige Jungfrau, das darf ich nicht. Ihr wißt, wie ich lebe, Tricotrin — wie kümmerlich, obschon ich den Muth nicht sinken lasse! Wenn ich nur etwas mehr hätte, ich wollte es herzlich gern mit ihr theilen, so aber — oft habe ich nicht einmal eine Handvoll Kastanien; keinen Tropfen Oel, keine Zwiebel im Hause, ganze Wochen lang! Im Findelhause wäre sie besser aufgehoben, als bei mir. Uebrigens muß auch der Herr Maire die Sache erfahren.“

„Gewiß, das soll er auch. Aber wenn der verehrenswertheste Herr Maire auch weiter nichts thun kann, als wie dieses Findel-

kind zu den andern schicken, würdet Ihr es da nicht lieber behalten?“

Grand’mère Virelois schwieg einen Augenblick, in Gedanken vertieft; ihre kleinen hellen Augen unter der weißen Mütze blickten ihn an, und es schimmerte feucht in ihnen; war’s Freude oder Schmerz?

„Ihr wißt, wie ich sie verlor, Tricotrin; einen in Afrika — einen auf den Barrikaden — wieder einen zermalmt von dem großen Marmorblocke, als man den Palast des Präfecten baute. Dann mein Enkelkind — das ganz kleine, so hübsch, so zart und gebrechlich, starb — weil in jenem langen bittern Winter kein Holz, kein Brod da war — starb, wie ein verlassenes Vöglein im Schnee! Soll sie ebenso umkommen, Tricotrin? Bei ihrem Jauchzen könnte ich vielleicht mein Leiden vergessen! — Doch wozu soll sie eines langsamen Todes bei mir sterben?“

„Ja, ich weiß es“, sagte Tricotrin, und seine Stimme klang unendlich sanft und fiel wie heilender Balsam auf das wunde Herz der armen Frau. „Ich weiß es, und wenn der Herr Maire keinen ihrer Angehörigen auffinden kann, so soll sie bei Euch bleiben, Grand’mère, und was die Nahrung betrifft, bemüht Euch nicht, ich will dafür sorgen.“

„Ihr? Großer Gott, wie gut Ihr seid!“

„Durchaus nicht! Ich gab nach, als sie in ihrer Unwissenheit den lächerlichen Wunsch äußerte, einen glücklichen Tod unter den Jasminblüthen mit einem Leben voll Sorge und Noth vertauschen zu wollen. Natürlicherweise muß ich doch einen Theil der Last tragen. Ich zerschnitt das Netz, welches ihre weise Mutter um sie gespannt, und die Folgen einer so unüberlegten That muß ich auf mich nehmen. Ihr behaltet also das Kind, und ich sorge für die Kosten.“

„Aber, Tricotrin, Ihr seid doch arm?“

„Das bin ich auch. Aber man braucht doch gerade kein Millionär zu sein, um für den Sperling da zu sorgen; das Geschöpfchen bestand darauf, zu leben, und ich habe ihrer Laune genügt; aus Sentimentalität, nicht aus Menschenliebe! Mistigri hat auch Schuld daran, aber ich noch mehr! Wir müssen die Resultate abwarten; höchst wahrscheinlich werden sie ungünstig sein — das Geschöpf ist ein Weib — doch wie dem auch sei, wir wollen das Beste hoffen.“

„Ihr wollt sie also an Kindesstatt annehmen?“

„Ich? wahrlich nicht, aber ich will sorgen, daß sie zu essen hat, und Ihr sollt sie erziehen, wenn ihre Eltern nicht aufzu-

finden sind. Hier ist ein Goldstück für's Erste, und wenn wir gewiß wissen, daß sie Niemandem angehört, sollt Ihr mehr haben. Euer Feuer soll nicht wieder ausgehen aus Mangel an Holz, und Euer Topf soll nie leer sein. Lebt wohl, Grand'mère!"

Mit dem Gruß entfernte er sich, ohne auf die Danksagungen zu hören, die Grand'mère ihm nachrief, und das Geschrei des Kindes zu beachten, das nach Mistigri verlangte.

Die Pfeife im Munde, die Violine in der Tasche, und den Ranzen auf der Schulter, bahnte er sich einen Weg durch den dichten Wald.

„Sentimental", murmelte er vor sich hin, „Du und ich sind recht dumm gewesen, Mistigri. Was wird nur daraus werden?"

Der Affe knackte gerade eine sehr schön aussehende Nuß, mit der er schon lange gespielt hatte; plötzlich warf er sie jedoch fort. — Die schöne Schale barg nur eine Made und widerlichen Staub.

„Ah", dachte Tricotrin, die Nuß als Sinnbild nehmend; „wird das junge unschuldig blickende Leben dort drüben uns so belohnen? Trägt es schon jetzt das Verderben im Herzen?"

Zweites Capitel.

Zwei Meilen lagen zwischen ihm und der nächsten Stadt; aber der Wanderer kam nicht gern in Berührung mit dem Gesetz, den Beamten und mit der Routine des städtischen Lebens. Der Zufall hatte ihm, und ihm allein dies kleine Wesen in den Weg geführt, und obschon er kein Franzose, sondern ein Böhme war, wollte er doch den Pflichten genügen, die, wenn auch höchst unwillkommen, ihm dadurch auferlegt waren. Eine böse That war begangen worden, und es lag dem Magistrate ob, den Thäter ausfindig zu machen. Er war kein Freund der Magistrats-Personen, glaubte auch nicht an deren Macht oder Aufrichtigkeit, doch zur Sicherheit und im Interesse des Kindes mußte er sie jetzt in Anspruch nehmen. So schritt er denn gerade durch die Weinberge, auf die lange weiße, mit Pappeln eingefaßte Landstraße hinaus, welche zu der kleinen stillen, grau aussehenden Stadt führt, deren hochgegiebelte Dächer und spitze

Thürme aus dem grünen Laube hervorschauten. — Leicht und rüstig ging er dahin; doch bei jedem Wesen, das ihm begegnete, stand er ein Weilchen still. —

Die Frauen, die das Feld bauten, die Winzer bei den Trauben, die Kinder, die ihren Eimer am Brunnen füllten, die alten Frauen, die sich unter dem Schatten der Bäume am Wege ruhten, alle fühlten den wohlthuenden Einfluß seines Blickes und Wortes und fühlten sich erquickt, gleich wie die durstigen Blumen nach dem Thau, und die sich nach Wärme sehnende Frucht nach Sonnenstrahlen. —

„Warum bist Du so vergnügt, Kind? Hat Dir Jemand Geld gegeben?“ fragte eine alte blinde Frau, die mit dem Strickzeug vor ihrer weinumrankten Hütte saß, ihren Enkel, welcher freudig erregt auf sie zusprang.

Der Knabe schüttelte vergnügt den Kopf.

„Nein, Grand'mère, etwas Besseres ist mir begegnet. Tricotrin hat mit mir gesprochen.“

„Aha, Tricotrin? Ich möchte, Du hättest ihn hergebracht, er würde Deiner Mutter Spinnrad wieder in Stand gesetzt haben, und — Niemand kann so tröstend sprechen wie er!“

„Er war so eilig, Grand'mère, und hatte sich schon unter-

wegs aufgehalten, um nach Blase Jurgots krankem Pferde zu sehen!“

„Und er kurirte es durch die Berührung seiner Hand, nicht wahr?“

„Nein, nicht ganz! Er sagt, er kann keine Wunder thun; aber wir glauben es doch! Und so viel ist gewiß, das Thier ließ ihn geduldig wie ein Lamm seine Wunden untersuchen — obwohl es jeden Andern stößt und beißt. Und er hat Blase Jurgot gesagt, wie er es in Zeit von einer Woche heilen könnte.“

Die alte blinde Strickerin nickte wiederholt mit dem Kopfe und sah dabei sehr weise aus.

„Gewiß, gewiß, er kann Alles, was er will! Ist er wirklich der „ewige Jude“, so war es weise, sehr weise von unserm Herrn, ihn so lange auf Erden zu lassen.“

„Glaubst Du wirklich, daß er es ist, Grand'mère?“ flüsterte der Knabe erschreckt.

Die alte Frau nickte wieder vielsagend mit dem Kopfe.

„Wie ich sagte“, antwortete sie geheimnißvoll, „und ich habe Dinge gesehen —. —“

„Aber der Jude war ja so böse, Grand'mère, und Tricotrin ist so gut?“ warf der Knabe ein, der nicht gern glauben wollte,

daß die Hand, die ihm soeben eine große goldig braune Birne zugeworfen hatte, von der Kirche verflucht sei.

Die Großmutter legte ihr Strickzeug in den Schooß und schaute hinaus in die Landschaft, als ob sie mit ihren blinden Augen die Schönheiten desselben sähe.

„Pierre, es kann sein, daß ein sühnendes Leben Gott am nächsten steht und dem Menschen am nützlichsten ist; übrigens" — und ihre Stimme sank zu einem fast unhörbaren Geflüster — „übrigens — — weißt Du, Tricotrin liebt weder Kirche noch Priester!"

Pierre nickte, war aber nicht überzeugt. In seinem innersten Herzen liebte er auch die Priester nicht und fand die endlosen Ave's wenig nach seinem Geschmacke. Auch war er noch zu jung, zu sehr vom warmen jugendlichen Leben durchdrungen, als daß er hätte traurigen Gedanken nachhängen sollen.

Drittes Capitel.

„Es geht Euch schlecht, Freund Jurgot, nicht wahr? Seid Ihr darüber erstaunt? Ich durchaus nicht. Für einen Sou gebt Ihr den Werth eines Sous! Wie stimmt das mit dem „Reichwerden“ zusammen? Ich sehe, Ihr braucht eine Anweisung, den Stein der Weisen zu finden, ich will sie Euch geben. Meßt das Korn für das Maulthier des Armen kärglich, und gebt es dem wohlgenährten Thiere des Reichen doppelt. Betrügt die Wittwe jedesmal um ein Ei, wenn sie Euch welche verkauft, und werft dafür in den Korb des Herrn Pfarrers einige Leckerbissen gratis. Wenn die armen Arbeitsfrauen verhungert sich zum Mahle setzen, gebt ihnen schimmliges Brod; verlangt der Maire aber Wein, so setzt ihm vom besten vor. Sobald, weit von hier, in andern Provinzen Feuer oder Ueberschwemmung wüthet, so zeichnet große Summen, damit Euer Name bekannt werde; kommen aber die Bettelkinder,

um die Weizenkörnchen aufzusuchen, die Eure Hühner vielleicht haben liegen lassen, so jagt sie mit Peitschenhieben fort. Dies thut, Jurgot, und Ihr werdet sehen, der Stein der Weisen bringt Euch eitel Gold."

Der so angeredete Tavernen-Besitzer Jurgot schüttelte traurig den Kopf. Er stand nachdenklich an der Thür seines Hauses, des „Goldenen Löwen".

„Ihr habt gut reden, Tricotrin, über Eure Lippen kommt nur Scherz und Ironie. Aber, Ihr kennt mich doch — meine Einkünfte sind gering und mein Mitleid ist groß. Das Geld rennt fort, wie eine flüchtige Maus, und kommt niemals wieder. Was soll ich auch? — Mir fehlt das Geschick zum Betrügen."

„Dummkopf! Und Ihr wurdet ein Schenkwirth?"

„Ein Schenkwirth? Ah, nicht allein beim Schenken fehlt Einem das Talent reich zu werden."

„O nein, gewiß nicht! Man braucht es in den königlichen Gemächern ebenso als in einem Wirthshause. — Aber — wenn Ihr nun einmal nicht betrügen könnt — Freund Jurgot — —"

„Was soll ich dann thun?"

„Steine klopfen! das ist die letzte Zuflucht aller ehrlichen Leute!“

Der, wenn auch nicht zufriedengestellte, doch momentan getröstete Wirth lachte, ungeachtet seiner selbst; und ging, um nach den Bedürfnissen der einzelnen Wanderer zu fragen, die, den wenig ergiebigen, aber biedern „Goldenen Löwen“ besuchten. Das Haus lag übrigens sehr günstig, gerade am Markte, und unter dem Schatten einer alten verwitterten Kirche, wo die Obstweiber saßen, mit ihren aufgehäuften Melonen, Kürbissen, Pfirsichen und frühreifen Trauben, und den Bündeln frisch gepflückter, süßduftender Kräuter.

Tricotrin, der jetzt allein war, sah sich den Markt an, und freute sich des Gewühls und der mannigfaltigen, frischen Farben. Er gedachte der Worte des Antonius:

„Jede Frucht, die die Jahreszeit mit sich bringt, soll mir willkommen sein; o, Natur, von dir kommen alle Dinge, durch dich werden sie erhalten, und in dich kehren sie zurück!“

Dem Tricotrin war die Natur Freund, Geliebte, Mutter, Tochter, Göttin, Idol, Lehrer, Alles in Allem, und er liebte sie in all ihren verschiedenen Nuancen!

Was ist sie? Alles! Was hat sie? Nichts! Dieses vor=

mals so berühmte Wort des Weisen konnte man auf ihn beziehen. Er war Philosoph, Dichter, Kosmopolit, Künstler, Demokrat und — Wanderer; vielseitig gebildet, hatte er es fast zur Vollkommenheit gebracht; er konnte Alles, was er auch vornahm — aber besitzen — that er nichts — als seine Geige, Mistigri und einen ihm sehr werthen Dante.

Er hatte das Genie eines Mozart — — in der Einsamkeit, oder auf einem ländlichen Feste zu spielen; die Beredtsamkeit eines Mirabeau — die alle Herzen gefangen nahm; die Klugheit eines Talleyrand — in pecuniärer Hinsicht nicht mehr zu besitzen, als der ärmste Winzer; die Menschenfreundlichkeit eines Crichton, welche einen Glanz über die Brautgelage der französischen Weiler ergoß; die Weisheit eines Boethius — das Leben mit heiter frohem Sinn hinzubringen, ohne viel Bedürfnisse zu haben, und nur gleich Piron für Vergnügen und Witz zu sorgen. Warf er aber so die wunderbaren Gaben fort, wie Diamanten in's Meer? oder führte er nicht vielmehr ein innig reiches, sorgenfreies Leben, genährt von den goldenen Strahlen der ewigen Natur, und unbekümmert der Lorbeeren und des Ruhmes, der ihm hätte zu Theil werden können? Der Böhme dachte so, aber die Welt dachte anders.

„Richte kein Leben, ehe du nicht sein Ende kennst,“ sagt der Weise, bis jetzt also war es unentschieden, ob Tricotrin, ob die Welt Recht hatte.

So war Tricotrin, und das war Alles, was man von ihm wußte — aber genug für ein Volk, welches ihn liebte und ehrte. Von der Donau zum Guadalquivir, von Liefland zur Tiber, vom Euphrat zum Maranhao kannten sie ihn; und in Frankreich, dem Lande seiner Adoption, wenn auch nicht seiner Geburt, mußte die Hand, welche sich gegen ihn erheben wollte, wahrlich kühner sein, als all die eisernen Fäuste, die jemals das Scepter geführt.

Noch immer stand er, sich am Schauspiel des Marktes ergötzend; dann nahm er eine Pfirsich aus dem Körbchen einer hübschen, kleinen Brünette, die im Reiz ihrer 16 Jahre so anmuthig schalkhaft dastand, daß sie dem Pinsel eines Florian oder Greuze Ehre gemacht haben würde.

„Ist es ein gutes Obstjahr gewesen? und hast Du viel verkauft, Ninetta?“ fragte er, als sie an der Thür des „Goldenen Löwen“ stehen blieb.

„O ja,“ antwortete Ninetta, mit ihren zierlichen, braunen Händen die kühlen Weinblätter in ihrem Korbe von neuem

ordnend. „Ihr wißt ja, das Schloß ist wieder bewohnt — ein fremder Lord hat es gekauft.“

„Wirklich? und hast Du dort gute Geschäfte gemacht?“

„Ganz enorme,“ rief Ninetta, „die Dienerschaft hat mir viel abgenommen, der Herr aber ist eben erst angekommen. — Und der Palast sieht aus wie ein Feenschloß, mon Dieu! so wunderbar schön! Das alte, fast in Ruinen zerfallene Villiers erkennt man kaum wieder, Tricotrin. Valentin arbeitet in den Gärten, und ehe Mylord kam, habe ich alle Anlagen gesehen. Und einmal, als er zu Tische saß, wie ein König, von seinem Hofstaat umgeben, ließen sie mich durch ein Fenster gucken. Er ist so schön — der englische Lord!“

Und Ninetta seufzte tief auf, während sie ihre Pfirsiche in die grünen Umhüllungen zurechtlegte.

Tricotrin lächelte, ein Zug des Mitleids und tiefen Nachdenkens glitt über sein Antlitz.

„Kümmere Dich nicht um den Lord, Ninetta. Die Berührung seiner Hand würde Deiner sanften Wange wehe thun. Am Kuß des Adlers stirbt die Waldtaube! Darum, laß nie durch ein Wort des Edelmannes Deine Liebe zum armen Valentin erkalten.“

Ninetta, der das heiße Roth in die Wangen stieg, so daß

sie erglühten, wie ihre Pfirsiche im Korbe, sah ihn offen an und lachte frisch und herzlich; Tricotrin wußte im Augenblick, daß noch nichts den Frieden ihrer Seele gestört hatte.

„O, ich denke nicht an ihn! Ihr haltet mich doch nicht für eine solche Närrin. Mylord Estmere hat mich noch niemals eines Blickes gewürdigt, und man sagt, er sei stolz — stolz wie ein Bourbon!"

„Estmere?" er wiederholte den Namen rasch und mit eigenthümlichem Ton.

„Ja, ja, so nennt man ihn," sagte Ninetta schnippisch. „Er ist ein großer Herr, aber mich geht er nichts an!" Und ihren Korb auf die Schulter nehmend, schritt sie ihrer Bude zu. Man sah, ihre gute Laune war dahin.

Seine Augen folgten ihr zu dem aufgeschlagenen braunen Zelt, aus welchem ihr reizendes Gesichtchen hervorleuchtete, mechanisch nach. Auf seinen Zügen las man gespannte Erwartung, als ob ein großes Ereigniß stattfinden müßte; und um den feingeschnittenen Mund spielte anstatt des Humors ein trauriges Lächeln.

„Estmere!" wiederholte er noch einmal. Der Name rief manche Erinnerungen in ihm wach.

„Estmere, in diesem alten Schlosse!“ dachte er, langsam den Lion d'or verlassend und durch die duftige Morgenluft dahinschreitend. „Es ist doch sonderbar! Er kommt hierher, zu den Weinbergen — als ob Beaumanoir in Mitten der schattigkühlen, grünen Wälder nicht genügend für ihn sei! Könnte er vielleicht in irgend welcher Beziehung zu dem Kinde stehen? Nein, seines Wissens wenigstens nicht! Graf Eustace hat keine derartigen Schwächen — und wenn er sie auch hätte — nie würde er eine Frau zur Verzweiflung bringen — zu solcher Verzweiflung, die eine so grauenhafte That veranlaßt. Er wurde betrogen, schmählich betrogen — doch er selbst ist kein Betrüger.“

Während solche und ähnliche Gedanken sein Gehirn durchzuckten, nahm er seinen Weg über den Markt; diesmal zu sehr in sich selbst vertieft, um Ninetta zuzunicken, oder den gebräunten, noch immer schönen Matronen, die sich mit den Marktweibern um den Preis des Geflügels und der Früchte stritten, ein Lebewohl zuzurufen.

Vom Kirchthurm läutete der Angelus, er aber hörte es nicht, sondern blickte still vor sich hin, bis er das Gewirre und Getreibe der Stadt hinter sich hatte.

Aber wieder einmal auf der Landstraße, umgeben von der

herrlichen Natur, den Weinbergen und den lieblichen Feld-
blümchen, schüttelte er sein Haupt, als wollte er sich von all den
beängstigenden Gedanken befreien; lächelte über sich selbst, und
sang mit seiner vollen, klangreichen Tenorstimme Bérangers:

„Diogêne,
Sous son Manteau
Libre et content je ris et bois sans gêne!“

bis die grasenden Heerden dem Gesange lauschten, und die
fernen Arbeiter die Melodie auffingen und nachträllerten, und
untereinander sagten: „Tricotrin ist gewiß in der Nähe, ihr
hört doch seinen Diogêne?“

Dann ging er zu der Stelle zurück, wo er am vergangenen
Tage das Kind gefunden.

Der alte verfallene Thurm, dessen Entstehungsgeschichte in
die Zeit Philipp's des Schönen fiel, war den Fledermäusen,
Eulen und Hasen überlassen worden. Nur die 70jährige ver-
wittwete Manon Virelois hatte noch ein Unterkommen darin ge-
funden, und nährte sich hier, wie sie sagte, recht kümmerlich in
ihrem trostlosen Alter.

Eine fast gefährliche Steintreppe führte zum Thurme,
Tricotrin sprang behend wie ein Reh hinauf und betrat das

einzige bewohnbare Gemach. Es war reinlich und im gewöhnlichen französischen Geschmacke eingerichtet. Die Schlinggewächse hatten aber auch hier durch Ritzen und Spalten reichlichen Eingang gefunden, und hingen in großer Profusion von den Wänden herab. Die alte Frau selbst sah malerisch genug aus; sie saß in der Mitte des Zimmers, ein gelbes Tuch bedeckte ihren Hals und Nacken, und auf ihrem veralteten, dunkelblauen Kleide spielten die Sonnenstrahlen; ihr Spinnrad stand vor ihr, und mit einem glücklichen Lächeln sah sie zu dem Eintretenden auf.

„Nun, mein Freund? Was habt Ihr über die Kleine gehört?"

„Nichts, gar nichts," entgegnete Tricotrin.

„Niemand will etwas von ihr wissen, und ich glaube, wir werden nichts über sie erfahren können. — Ich habe den Maire davon unterrichtet, die gute, dumme Seele — und die Polizei in Kenntniß gesetzt; aber noch hat man keinen Schlüssel gefunden, der uns auf die Spur des Thäters helfen könnte. Ohne Zweifel ist sie vor Sonnenaufgang hierher gebracht worden, während Alles noch im Schlaf lag."

„Gewiß, gewiß! Ah, die Bösewichte!" — und zornig drehte

Grand'mère ihr Mädchen, Verwünschungen über die unbekannten mörderischen Hände ausstoßend.

Tricotrin lauschte lächelnd, und ohne zu unterbrechen, ihrem Wortschwall. Der Gegenstand ihres Gespräches trat jetzt in die halboffene Thür, die wie ein eichner Rahmen das liebliche Mädchen umfangen hielt; einen großen Strauß weißer Lilien hielt sie in einer Hand, während sie mit der andern die üppigen goldenen Locken aus der Stirne strich. Tricotrin sah sie stillschweigend und durchdringend an, sie senkte jedoch ihren Blick nicht. — Es war ein ganz eigenthümlich liebliches Kind, mit großen, dunkeln, schwärmerisch blickenden Augen, und Gliedern gleich denen eines gemeißelten Amors. Ihr leinenes Hemdchen bedeckte sie kaum und fiel lose über ihre Brust herab.

„Aha, da bist Du ja, Liebchen? und schämst Dich nicht, mir vor die Augen zu kommen?" sagte Tricotrin endlich. — „Wie hartnäckig Deine Natur ist! Wenn Du die Erbin einer Krone wärest, oder wenn das Schicksal eines großen Geschlechts von Dir abhinge, so würde der erste kalte Wind Dir den Garaus gemacht haben; nur aus Bosheit und um dem Geschick zuwider zu sein. — Jetzt aber, da Du ein herrenloses Geschöpf bist, ohne Namen, und gewiß ohne irgend welche Absicht in der Welt,

wie eine Münze ohne Bild und Ueberschrift, nicht einmal ein Zeichen Deiner Herkunft an Dir tragend, blühst und gedeihst Du, gerade weil die Leute Dich so wenig brauchen, wie einen verlaufenen, jungen Hund. — Wirklich, Du bist kaum so viel werth, wie ein Bund alter Schlüssel. Schämst Du Dich nicht?"

„Tricotrin!" flüsterte Grand'mère vorwurfsvoll, „wie könnt Ihr nur so mit dem kleinen Engel sprechen, während Euer Herz doch voll Mitleiden für das arme — . —"

„Findelkind ist" — unterbrach sie Tricotrin; „gewiß beklage ich sie! Jedes Wesen, das so mir nichts dir nichts in diese schlecht bestellte Welt hineinfällt, ist zu bedauern. Uebrigens wird sie ein schlechtes Weib werden. Unter der Fahne der Piraten geboren, wird ihr nichts übrig bleiben, als sich diesen Gesellen anzuschließen. — Man kann sie eigentlich nicht deshalb tadeln. Im Augenblick, da sie geboren wurde, zog das Gesetz eine Scheidewand zwischen ihr und dem reinen Sonnenlichte, und sie wird die wenigen Vergnügungen, die ihr jemals geboten werden, aus dem Dunkel der Gesetzlosigkeit stehlen müssen. Ohne schuldig zu sein, ist sie gebrandmarkt, und wird sie alt genug, den häßlichen Flecken zu sehen, der sie nicht ihrer Sünden willen so ganz entstellt, so müßte sie doch eine unter Tausenden sein, die nicht

irgend etwas thäte, um sich für dieses unverdiente Brandmal schadlos zu halten."

Das Kind hatte bis jetzt stillschweigend zugehört, dann, einem sonnigen Gedanken folgend, sprang sie vertrauensvoll in den Schooß der alten Frau, und hielt ihre Lilien dem Tricotrin entgegen.

„Sieh! wie hübsch!"

Tricotrin nickte ihr freundlich zu.

„Du willst wohl sagen, daß, obschon Dir kein Reichthum bei der Geburt zu Theil geworden, Du Dich mit Blumen trösten kannst? Ja, ja, die Natur überschüttet häufig Diejenigen mit Wohlthaten, die von den Menschen verstoßen werden. Das gebe ich gern zu. Die Natur ist eine wahre Socialistin; darum schließt man sie aber auch von Kirchen und Schulen aus. Sie ist die weiß gekleidete Hypatia, auf welche die Heiligen den Stein werfen, weil sie durch ihre Lehren den Thron derselben unsicher macht und zum Wanken bringt!"

„Mon Dieu, das Herzenskind mit solcher Weisheit zu überschütten!" murmelte Grand'mère, die, weil sie von all den Reden nichts verstand, dieselben als hohe Gelehrsamkeit auslegte. „Aber nicht wahr! ist sie [redacted] gar zu reizend, das süße Kind! Welch' schöne Frau sie werden wird!"

„Hm, hm!“ sagte Tricotrin nachdenklich, „sie ist hübsch genug; aber Schönheit für ein Weib ohne Namen, ohne Vater und ohne Geld, ist gleich dem weichen Flaum einer Frucht, die der Gärtner nicht mit einem Netze umzogen hat, nur ein Zeichen für die Wespen zu stechen, für die Fliegen zu naschen und für die Diebe zu stehlen. Wäre sie häßlich, so hätten wir kein so großes Unrecht begangen, sie zu retten. Du und ich, Mistigri, wir waren im Irrthum; ich fürchte, wir werden es ihr bezahlen müssen.“

„Also wollt Ihr sie behalten, Tricotrin, wenn nichts ermittelt werden kann?“ rief die alte Frau, das Seidenhaar des Kindes streichelnd.

„Wie heißt sie doch?“ fragte er, um der Antwort auszuweichen.

„Sie sagt nur das eine Wort ‚Viva‘“.

„Viva? kein übler Name für die kleine Diebin; denn eine Diebin wird sie gewiß schon aus Rache werden, weil sie auf so rauhe Art in die Welt geschmuggelt wurde!“

Tricotrin rauchte einige Minuten fort, stillschweigend das kleine Mädchen betrachtend, welches mit der, den Kindern eigenen Lebhaftigkeit ihre freundliche Wärterin verlassen und sich auf die Erde niedergeworfen hatte, um hell aufjauchzend mit Mistigri

zu spielen, der zu jeder Zeit zum Spiel bereit war. Sie war jetzt vollkommen glücklich, wie auch das Loos fallen mochte, welches ihr von der Zukunft beschieden war. In ihrer lieblichen Gestalt erschien das Leben wie eine Rosenknospe, die zum ersten Male das Licht der Welt erblickt. — Ob in der Knospe schon der Wurm hauste? Wer konnte es wissen? Erst wenn die Rose erblüht und ein Blatt nach dem andern abgefallen, wird es zu Tage kommen.

Das alte Mütterchen sah von Einem zum Andern und drehte schnurrend ihr Rädchen.

Sie konnte sich einer gewissen Scheu Tricotrin gegenüber nicht erwehren, denn auch sie glaubte das in der ganzen Gegend ausgestreute Gerücht, welches ihn zum ewigen Juden machte, der dürre Blätter in Gold verwandeln, Kranke heilen und Gesunde krank machen könne. Sturm und Regen, sagte man, seien ihm unterthan, auch könne er sich unsichtbar machen, und sei an vielen Orten zugleich. Deswegen schwieg sie auch ganz still, und wagte nicht, seine Betrachtungen zu stören.

Er aber dachte über sein Leben. Sorglos und immer freudig gestimmt, hatte er sich ganz der herrlichen Natur hingegeben; durch keine Familien- oder Freundschafts-Bande gehalten, kam

er sich wie das kleine fremde Wesen vor, das auch allein in der weiten Welt dastand. — Er fühlte sein Herz von Mitleid bewegt; wie sollte sie, ein schwaches weibliches Geschöpf, dem Sturm des Lebens trotzen, dem entgegen-zu-steuern er seine ganze heroische Kraft aufbieten mußte? Er wollte also ihr Beschützer sein. —

Plötzlich nahm er, ohne sein Auge von dem Kinde zu wenden, seine Violine und berührte die Saiten. Sie war einstmals das Eigenthum Blanchini's gewesen, und ihre Töne hatten oft, über die Orangen-Gärten Roms dahinziehend, Pauline Borghese in Schlummer gewiegt. Tricotrin spielte eine der herrlichen Melodien Lulli's, die so oft die Echo's von Versailles wachgerufen, als Ludwig XIV. dort seine Bacchanalien hielt.

Er war übrigens ein Meister der Tonkunst, wie ihn das Jahrhundert selten sieht. Neckisch spielend wie ein Trupp fröhlicher Kinder, dann wieder klagend und seufzend, wie ein lebensmüder Greis, strömten die Töne dahin, einmal wie der reiche volle Gesang der Chorknaben, dann wieder wie das ängstliche bange Gestöhne des Windes, der durch die Tannen fährt. Alle Herzen flogen ihm zu, wenn er spielte; — Menschen, die jeder sanften Regung verschlossen waren, fühlten sich wunderbar be=

wegt, und oft schimmerten Thränen in den Augen Derjenigen, die nie geweint. —

Als die schwellenden Töne so dahin glitten, hörte das Kind auf zu spielen und horchte. Die Lilien entfielen ihrer Hand; ihr Spielkamerad wurde vernachlässigt; ein Hauch der Bewunderung und Freude überflog ihr Gesicht und ihre Augen wurden feucht. Regungslos, wie gebannt, lauschte sie, bis die letzten Töne verklungen waren. Er legte das Instrument weg und sah sie an.

„Du hast also eine Seele und Gefühl, — nur befürchte ich, das wird Dich in's Verderben stürzen! Eine Heilige oder Heldin wirst Du gewiß nicht, Kleine, doch könnte es sehr leicht möglich sein, daß sich eine Pompadour oder eine Carrabus aus Dir entwickelte. Nun, Dein Loos ist gefallen! — Hättest Du nicht Acht gegeben, und weiter gespielt, so wollte ich nichts mehr mit Dir zu thun haben, jetzt aber, da Du meine Musik verstehst, will ich mich Deiner annehmen. Ich brauche Dich nicht, — Du wirst mir nur im Wege sein; Dein Leben zu erhalten, ist kein gutes Werk, und nächst Deinen Eltern habe ich am meisten gegen Dich gesündigt. Ich besitze nicht viel, kann Dir also auch nicht viel abgeben. Aber, wenn sich nichts Besseres darbietet und ich nichts über Deine Rechte erfahren kann, so wollen wir

sehen, was zu machen ist. Grand'mère Virelois soll Dich behalten, wenn sie es gern thun will!"

„Möge die heilige Jungfrau Euch segnen," rief die alte Frau, „Ihr wollt sie also doch an Kindesstatt annehmen?"

„Durchaus nicht! Kein weiser Mann bürdet sich solche Last auf. Obgleich ich heute hier bin, kann ich doch morgen schon im Monde sein. Das Leben ist glücklicherweise ein Hazard-Spiel. Wenn der Zufall, der den Bettler plötzlich zum reichen Manne macht, uns nicht einmal aus dem Staube der Verborgenheit heraushöbe und uns auf den Thron der Ehren setzte, so würden wir bald ersticken. — Sie an Kindesstatt annehmen? Nein, gewiß nicht. Ich will Euch nur helfen, sie zu erziehen. Jetzt wird sie noch nicht viel kosten; ich habe manches Goldstück auf noch einfältigere Weise durchgebracht, als wie ein gefundenes Kind damit zu unterhalten. Sie hat eine Seele; aber Weiber mit goldenen Locken und schönen Zügen tödten das ihnen angeborene Gefühl, sobald sie in die Welt treten."

„Ah, stille! stille! Tricotrin," bat Grand'mère leise, „ich will dem Kinde schon den rechten Weg lehren; das wißt Ihr doch!"

„Gewiß weiß ich das. Aber die Lehrer, welche sich gewöhnlich einer schönen Frau bemächtigen, sind zwei Teufel — Eitelkeit heißt der eine, und Habsucht der andere. Wenn Ihr etwas thun könnt, diese von ihr fern zu halten, Mutter Virelois, so könnt Ihr mehr, als alle Gelehrten der Welt. Mademoiselle Viva, — das Leben wird Ihnen nicht willkommen sein. Plus aloës quam mellis habet, — besonders für Ihr Geschlecht. Ich sage nur dies: wenn Sie einmal einsehen werden, daß es besser gewesen wäre, unter den Jasminblüthen zu sterben, dann lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren und erinnern Sie sich, daß ich genug gewarnt habe, Sie aber mit unerhörter Hartnäckigkeit jeden guten Rath von sich gewiesen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, wendete er sich zur alten Frau und setzte ihr nochmals ernsthaft auseinander, daß er in der ganzen Gegend keine Spur von des Kindes Eltern habe auffinden können und daß er sich verpflichten wolle, eine gewisse Summe für die Erhaltung des kleinen Wesens zu zahlen, wenigstens so lange, bis ihre Zukunft gesichert sei. — Ohne ihn wäre das Findelkind nur auf öffentliche Wohlthaten angewiesen; Mitleid für dasselbe bewegte ihn, dann aber wollte er auch das trostlose Leben der alten Frau durch die Gegenwart

des Kindes erhellen, während seine Unterstützung sie jeglicher Nahrungssorge enthob.

Grand'mère Virelois wußte, daß er sein Wort nie brechen und daß das versprochene Geld so gewiß, wie der Frühling und Herbst, zu ihr gelangen würde, — sie wußte aber auch, daß er, Tausend gegen Eins zu wetten, sich nicht weiter um das Kind, welches er beschützte, kümmern würde. Sie kannte ihn, — und hatte Manches aus seinem Leben gesehen, welches ihr, wie der ganzen Bevölkerung, wie eine wunderbare Mythe erschien.

Während so über das Geschick des Mädchens berathen wurde, spielte dasselbe mit Mistigri weiter. Der Eindruck, den die Musik auf sie gemacht, war verwischt, und glücklich, wie nur Kinder sind, griff sie jauchzend mit den zarten Händchen nach den Sonnenstrahlen, die auf dem Fußboden spielten, oder begrub ihr liebliches Gesichtchen in dem großen Strauß duftender Waldlilien.

Als Tricotrin, begleitet von den einfachen, aber herzlichen Dankesworten der alten Frau, der Thür zuschritt, blieb er einen Augenblick bei dem Kinde stehen.

„Mademoiselle Viva, — es soll mich doch wundern, ob ich jemals werde Ursache haben, meine That zu bereuen?"

Mademoiselle Viva zerrupfte lächelnd die Blätter einer schneeweißen Lilie, um zu den goldenen Staubfäden derselben gelangen zu können.

„Ein schlechtes Omen!“ sagte Tricotrin, „Du bist veränderlich und undankbar, ganz natürlich, — Du bist ja ein Weib!“ — und heftiger fortfahrend: „Dich verlangt nach glänzendem Golde, und Du fragst nicht darnach, ob die Lilie stirbt, oder wer darunter leidet, so lange Du es nur bekommst! — Die Schwächen Deines Geschlechtes zeigen sich früh in Dir!“

Und damit stieg er die verfallene Treppe hinunter, seinen Diogêne vor sich hin trällernd.

„Narren, die wir sind!“ dachte er. „Wenn wir auch die Freiheit über Alles lieben, einmal begehen wir doch den dummen Streich und binden uns für's ganze Leben. Welche Dummheit! Das Kind wäre im Findelhause gut aufgehoben und Näherin, oder vielleicht Nonne geworden, während so — — sie wird wie eine Prinzessin, als Bäuerin verkleidet, aussehen. Ich werde gewiß mein Leben lang von ihr belästigt werden!“

Aber das Mitleid mit der alleinstehenden alten Frau hatte ihn bewegt, das Kind anzunehmen, und einmal ein Versprechen gegeben, wollte er es nicht zurücknehmen. Dann gedachte er

auch eines Schmerzes, den er in seinem sonst so freudigen Leben erfahren; er gedachte einer Stunde, in welcher eine junge Mutter todt in seinen Armen lag, und all' die reiche, herrliche Pracht ihrer Schönheit farblos, wie eine zertretene Blume, dahin war, und wie der Säugling ihrer Liebe todt an ihrer Brust ruhte; um ihretwillen nahm er sich des Kindes an, das ohne seine Hülfe vielleicht vergebens an die kalten Herzen der Menschen angeklopft, vielleicht vergebens nach einer theilnehmenden Seele verlangt haben würde.

Viertes Capitel.

Das stille Plätzchen, auf welchem Tricotrin das Kind gefunden hatte, und wo der alte Thurm stand, lag in einem etwas entlegenen Walde, welcher mit den Weinbergen, die daran stießen, zu dem alten Château de Villiers gehörte. Dieses Schloß war der einzige große Herrensitz auf viele Meilen Umkreis und ein schönes alterthümliches Gebäude. Vormals das Eigenthum eines großen edlen Geschlechts, war es seit dem Jahre 1789 durch viele Hände gekommen, bis es zuletzt von dem Lord, der Ninetta's Bewunderung erregt, angekauft worden war. Dieser hatte es dann in seiner früheren Pracht wieder herstellen lassen und seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen. Der Park war dem von St. Cloud gleich, eine Terrasse erhob sich über der anderen, und wie Tricotrin durch die Reihen der Bäume höher und immer höher schritt, erklang sein Lied lauter und lauter, wie der Gesang der Lerche im reinen Blau des Himmels. Die Alleen

führten nach allen Seiten in den großen Wald und Park von Villiers hinein, und der Fluß, in welchem das Schloß auf der Spitze eines Hügels stehend sich spiegelte, brauste durch sie hin. Nachdem Tricotrin zwei Stunden lang rüstigen Schritts hinaufgestiegen war, kam er in die Privatgärten und Anlagen, die unmittelbar vor dem Schlosse lagen. Dieses Schloß machte den Eindruck einer eigenthümlichen Renaissance; die vielen Thürme und Erker, die reichen Verzierungen und Schnitzarbeiten, auf welche Licht und Schatten in anmuthiger Abwechselung fielen, gaben ihm ein alterthümliches Aeußere.

Er öffnete das vergoldete Gitterthor und blickte lange nach dem Wappen darüber, welches im Sonnenschein funkelte und glitzerte — es war das alte Wappen des edlen Hauses Estmere, — er lächelte traurig und setzte seinen Weg durch die Gärten fort. Ein junger Arbeiter war bei den prächtigen Herbstblumen beschäftigt.

„Guten Tag, Valentin," sagte Tricotrin einen Augenblick stehen bleibend; „Ihr habt ja wohl einen neuen Herrn bekommen?"

„Und noch dazu einen sehr guten," lächelte der junge Mann, „jetzt giebt's Sommer und Winter Arbeit genug!"

„Sehr gut, Ihr denkt wohl jetzt nicht mehr an Paris?"

„Nein, Monsieur, besser als hier wird's mir doch nirgend gehen!“

„Recht so! Es ist wirklich nicht gut, dies „nach Paris gehen.“ Jedermann drängt nach der Hauptstadt und die Provinzen bleiben leer! — Wenn sich alles Blut im Herzen sammelte, so würden die Glieder bald absterben! Aber, da fällt mir ein — warum macht Ihr nicht bald Hochzeit mit Ninetta?“

Der junge Mann erröthete und zerpflückte den Kopf einer Azalea.

„Ninetta will nicht, Monsieur, sie hat all' die großen Herren hier gesehen und — —“

„Unsinn! Warum gebt Ihr dem Mädchen Zeit, darüber nachzudenken? Sie liebt Euch, Valentin, aber Ihr müßt Euch mehr um sie bemühen. Frauen verachten einen furchtsamen Liebhaber! Die Schüchternheit ist eine gute Eigenschaft in den Augen des Mannes, aber das Weib erkennt sie nicht an.“

Ueber das Gesicht des Gärtners flog ein glückliches Lächeln.

„Ach! Ihr wißt, wie ich sie anbete! La petite coquette! Mein einziger Wunsch ist, sie als mein Weib heimführen zu können!“

„Nun denn — sagt Ihr das frei heraus, — Ihr werdet

sie gewinnen! Gebt ihr einen Ring und bietet ihr eine kleine Häuslichkeit an, so werdet Ihr sehen, sie wird nicht mehr an die Schloßbewohner denken."

Valentin lachte herzlich.

„Ah, wenn ich wüßte, daß sie mich wirklich liebte —"

„Dummkopf! Der Mann, der sich an die Dame seines Herzens nicht wagt, ist des Salzes nicht werth, das er genießt. Wenn Ihr die kleine Ninetta denken laßt, Ihr liebt sie in gleicher Weise, wie Manon, Rose, Jaqueline und Martha, und wie die Dorfmädchen sonst noch heißen, — dann natürlich wird sie bald anfangen, an die vornehmen und schönen Herren hier auf dem Schlosse zu denken."

Nachdem er diese Worte, die in der Seele des guten Gärtners Frucht bringen sollten, gesprochen hatte, setzte er seinen Weg fort. So streute er überall den Samen des Friedens, der Genügsamkeit und der Eintracht aus, ohne sich auch nur den geringsten Schein der Anmaßung zu geben.

Valentin war die erste Liebe der jungen Pfirsichhändlerin; sie hatte sich zwar von dem glänzenden Flitter eines Lebens, das sie nie erreichen konnte, angezogen gefühlt, doch Tricotrin kannte den ehrlichen, kindlichen Charakter des Mädchens zu gut, er

wußte, daß ihr Herz, trotz ihrer Eitelkeit, mit inniger Hingabe an dem Geliebten hing; daß, wenn sie erst unter dem Schatten ihres Weinstockes und unter dem Dache ihres Mannes sein würde, sie sich um weiter nichts, als ihre Blumen, ihren Sonntagsputz und ihr Spinnrad kümmern werde, bis dann später ihre Kleinen all' ihre Gedanken in Anspruch nehmen würden. —

So war denn ein unschuldiges, einfaches Paar für die schöne Weingegend gewonnen und den furchtbaren Höhlen von Paris ein Opfer entrissen. — — Tricotrin durchschritt die Gärten, in denen die Marmor-Statuen aus dem dunklen Laube der Eiben und Cypressen hervorleuchteten, bis er zur Mauer des Schlosses kam, welches majestätisch alterthümlich dalag; die Fahne mit dem Wappen und dem Coronat der Estmeres wehte von dem gegiebelten Dache. Er warf einen Blick auf das Banner, und schaute dann durch einen von blühenden Schlingpflanzen gebildeten Vorhang durch ein halbgeöffnetes Fenster, welches ihm eine freie Einsicht in ein Gemach gestattete. —

Es war der alte, neu hergestellte Banquettsaal des Schlosses, reiche, dunkle Schattirungen von Purpur und Gold bedeckten Fußboden, Wände und Decke; eine reichbesetzte Tafel stand in der Mitte des prächtigen Zimmers, und ein halbes Dutzend

silbergallonirter Diener folgte geräuschlos den Winken eines Herrn, der ganz allein am Tische saß. — Als Tricotrin zuerst seiner ansichtig wurde, bedeutete er gerade der Dienerschaft, sich zu entfernen, und allein gelassen sank er abgespannt und entkräftet in seinen Lehnstuhl zurück, wie ein lebensmüder Greis. Sein Mahl stand unberührt vor ihm. Er schien einige Jahre jünger, als der ihn beobachtende Mann; seine Gestalt war groß und edel, seine Züge trugen den Charakter der Regelmäßigkeit, die man so häufig in nördlichen Ländern findet, der Ausdruck seines Gesichtes war gedankenvoll, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein Zug unruhiger, unendlich trauriger Melancholie.

Er sah aus, wie ein Mann, den ein harter Schlag getroffen, und der den Gedanken daran mit aller seiner Kraft und dem ganzen Stolze seines Temperamentes nicht zu bannen vermochte. —

Tricotrin stand so, daß er von Niemandem gesehen wurde, und beobachtete Lord Estmere in seiner Einsamkeit; die Augen wurden ihm beim Anblick dieses Edelmanns feucht, der in Mitten seines großen Reichthums einsam, verlassen und lebensmüde war, wie ein armer vergessener Gefangener.

„Ah, Estmere!“ murmelte er halblaut, „ich bin doch glücklicher als Du!“

Es drängte ihn, hineinzugehen, um die Hand, die so kraftlos neben den goldenen Schüsseln lag, zu drücken, und um das Stillschweigen zu unterbrechen, welches so schwer auf dem Gedankenbekümmerten zu lasten schien! Wahrlich, in den Hütten, beim biedern Landmann herrscht solche Traurigkeit nicht! Obschon Tricotrin gewöhnlich seinen Eingebungen folgte, so blieb er doch diesmal stehen und schaute sinnend durch das Laubgitter.

„O, daß ich ihn rächen könnte!“ dachte er. „Vier Jahre sind vergangen, und noch scheint die giftige Wunde nicht geheilt!“

Noch einen langen, langen Blick, während welchem Lord Estmere seine Stellung nicht änderte, warf er auf ihn, dann drehte er sich langsam weg.

„Ah, Mistigri,“ flüsterte er dem Affen zu, als er die Anlagen im Rücken hatte, „der Zweck meines Besuches wäre erreicht! Mein ist doch die glücklichere Wahl. Er ist ein Prinz und trägt den Purpur, aber unter dem Hermelin schlägt ein gequältes, von einem schändlichen Weibe betrogenes Herz. Du und ich, wir sind glücklicher, Kleiner. Er ißt seine Trauben aus einer Juwelen-besetzten Schüssel, wir dagegen pflücken sie frisch vom Weinstock. Er trinkt Burgunder im Schatten seiner

kostbaren Fresco-Malereien, wir schlürfen den unsrigen unter dem prächtigen Laubdache der kühlen Wälder. Haben seine Wangen ein feines, vornehmes Aussehen, und ist sein Haar mit Diamanten geschmückt, so sind unsere Wangen von der Sonne und dem Winde geröthet, und durch unser Haar schlingt sich ein Eichenreis. — Ist er mächtig — wir genießen! Unser Loos ist das bessere, Mistigri. Der Freie ist der allein glückliche Mann; und nur derjenige, welcher Wanderer und Philosoph zugleich ist, kann frei genannt werden. „Sans pays, sans prince, et sans lois!“ Die Welt ist seine Heimath, die Kunst sein Fürst, der freie Wille und das Gewissen sein Gesetz!“

Und noch einmal stimmte er den freudigen Gesang vom Diogêne an, bis das ferne Echo ihn wiedergab, und die Lüfte ihn zu den Ohren des einsamen Mannes, der so traurig in Mitten seines Reichthums saß, trugen. Er lauschte, und ein tiefer Athemzug, fast wie ein Seufzer, entrang sich seiner Brust.

„Wie sorglos und fröhlich der Gesang ertönt!“ dachte er, „das ist gewiß irgend ein Winzer oder Landmann — wer es auch sein mag, der Mann ist glücklich!“

Und der Reiche in seinem Palaste beneidete den fröhlichen Sänger.

Fünftes Capitel.

Auf einem waldbewachsenen Felsen, am Ufer der Loire, standen die Ruinen eines kleinen, alterthümlichen Gebäudes, einem Kloster ähnlich, nur kleiner. Der Epheu hatte sich reichlich über die verwitterten Mauern ausgebreitet, und Tausende von Vögeln fanden darin eine sichere Stätte für ihre Nestchen. Den ganzen Sommer lang ertönte hier die Luft von dem fröhlichen Gesange und Gezwitscher der geflügelten Gäste.

Die eine Hälfte des Gebäudes war einst in einem Feldzuge niedergerissen worden, und die Ruinen hatten nur für Künstler Werth, welche die sonderbaren Erker, Schnörkel und Figuren daran liebten, sowie auch das herrliche Panorama des mit Weinbergen umkränzten Flusses, an dessen Ufern das Gebäude lag.

Oben, gerade unter dem Giebeldache, war ein ovales, tief eingemauertes Fenster, dessen schon lange zerbrochene Scheiben

durch dichte Epheuranken ersetzt wurden. Es sah aus wie ein Rahmen, besonders, wenn, wie es häufig geschah, ein hübsches junges Gesichtchen hindurchblickte. Es war das reizende Gesicht eines fünfzehnjährigen Mädchens, das sich besonders durch frische, zarte Farbe auszeichnete. Ihr Mund war klein, feingeschnitten; die purpurnen Lippen ein wenig gekräuselt; die großen, dunkeln Antilopen-Augen von langen Wimpern beschattet, und eine Fülle blonden Haares fiel in graziöser Unordnung über den blendenden Hals und Nacken.

Die Gegend war übrigens sehr einsam hier; an hellen sonnigen Tagen konnte man Blois in der Entfernung sehen; sonst waren nur einzelne Gehöfte und Weinberge auf meilenweitem Umfang; und doch hatten nie Schmeichler gefehlt, dem Kinde übertriebenes Lob über ihre Schönheit zu sagen.

Der alte Fährmann schaukelte sie stundenlang in seinem zerbrechlichen Boote; die zum Markte gehenden Landleute, welche bei ihr vorbeikamen, hielten ihre Maulthiere an und schenkten ihr die schönsten Früchte oder den süßesten Honig aus ihren Körben; die Winzer sahen oft von ihrer Arbeit auf, um ihre reizende Gestalt unter den grünen Bäumen zu verfolgen; alle, die mit ihr in Berührung kamen, liebkoseten und bewunderten

sie, erfüllten alle ihre Wünsche und fröhnten jeder ihrer kindischen Launen. Mit einem Worte, sie huldigten ihr, mit all dem Feuer des französischen Temperaments, und wohin sie auch ging, nannte man sie „Le sourire de la Loire“ und „La fille des Fées.“ Das Lächeln des herrlichen Flusses, an dessen Ufern sie ihr ganzes kurzes Leben verträumt hatte, war auf ihrem verklärten Gesichte gebannt, und besonders reizend erschien sie, wenn sie durch die ovale Oeffnung unter dem alten Giebeldache blickte.

Auch jetzt lauschte sie hinaus in die schwüle Stille des Sommer-Nachmittages, und aus ihren Augen glänzte ein freudiges Erwarten. Alles um sie her war friedlich; ihr Freund, der alte Fährmann, saß, ein altes, braunes Segel flickend, vor seiner Hüttenthür; sein Boot lag regungslos in der kleinen Bucht und warf einen langen Schatten über das Wasser. In geringer Entfernung spielten einige Bauernkinder mit einem Riesen-Kürbiß, den sie sich vergebens mühten fortzubewegen; weiterhin auf dem Strome erblickte man eine mit hochgethürmtem Heu beladene Baracke, auf welcher die ermüdeten Schnitter sich hingestreckt hatten, und fest in der schwülen Sommerhitze schliefen. Wohin auch des Mädchens Auge schaute, sie erblickte Ansichten

von wunderbar schönem Colorit. Aber sie war an all diese Herrlichkeiten so gewöhnt, daß sie dieselben kaum bemerkenswerth fand; sie erschienen ihr fast monoton. Die der Jugend eigene Ungeduld ließ sie die Freuden des Augenblickes nicht genießen, Freuden, welche ihr in späteren Jahren so rein, so herrlich, aber auch so unerreichbar vorkommen würden. Sie achtete jetzt nicht darauf, und sehnte sich nur nach Genüssen, welche sie nicht haben konnte, die aber, wie sie hoffte, die langsamen Jahre ihr bringen würden.

In einer Biegung des Flusses kam jetzt ein Kahn in Sicht. Unter den gleichmäßigen, kräftigen, langen Ruderschlägen durchschnitt das leichte Fahrzeug spielend die glatte Wasserfläche; manchmal jedoch ging es langsamer, wenn nämlich der Mann, der darin saß, die Ruder sinken ließ, und träumerischen Auges dem Getriebe des Stromes folgte, oder die langen Schilfe betrachtete, die reichlich am Ufer wuchsen; dann wieder ging es schneller, geräuschlos und leicht an den blühenden Landschaften und Weinbergen vorüber. Unter dem Schatten des Sonnendaches, welches über den Kahn gespannt war, suchten seine Augen das ferne, von Kastanien und Korkbäumen umgebene Gebäude, und zum Rauschen des Stromes sang er, zur Melodie eines Venetianischen

Gondelliedes, ein Lied der türkischen Fischer. Das Allah hu! des „Goldenen Horns“ weckte die schlafenden Echo's an den Ufern der Loire, und die Schnitter erhoben sich aus ihrer trägen Ruhe vom Heu, die Kinder stellten ihre Spiele ein und den Händen des alten Fährmannes entsank das Segel; alle blickten den Fluß hinunter, bis sie den Nachen gewahrten, und dann nickten sie sich vergnügt zu, sie wußten — es war Tricotrin. Auch das Mädchen sah und hörte ihn, jauchzte hell auf, schwang sich auf das Fenstergesims, und sprang, die hervorstehenden Mauersteine, die ihr zur Treppe dienten, kaum mit den leichten Füßchen berührend, leicht wie eine Gemse hinunter, und flog mit Windeseile dem Flusse zu, den sie gerade erreichte, als das Boot in dem kleinen Hafen anlegte.

„Viva!“ — Er streichelte zärtlich liebkosend des Mädchens Haar, die mit der ganzen Hingabe eines anhänglichen Wesens ihre Arme zum Willkommen um ihn schlang, und ihm ihren lieblichen Rosenmund zum Kusse darbot, den er leicht mit seinen Lippen berührte. „Viva“, rief er aus, „Du hast gewiß ein merkwürdiges Talent, allen Unfällen unbeschadet zu entgehen! Nur eine Gemse — oder ein Wesen gleich Dir — hätte so die Mauer herunterspringen können! Während Andere sich todt gefallen haben

würden, läufst Du noch frisch und munter umher. Doch — sei ja vorsichtig!“

Viva sah ihn lächelnd an.

„Was hätte es geschadet, wenn ich auch gefallen wäre, waret Ihr nicht da?“

„Aber — ich bin ja doch nicht immer da. Stütze Dich nicht auf ein Rohr, Kleine! Sich auf Andere verlassen, heißt auf Krücken gehen; und die beste Krücke ist nur ein trauriger Nothbehelf für gesunde Glieder. Ah, Mistigri will zu Dir hin, da nimm ihn — Du bist doch während meiner Abwesenheit ganz wohl gewesen?“

„O, ich bin immer wohl!“ lachte das Mädchen, im sicheren Gefühle ihrer eigenen, vollkommenen Gesundheit und jugendlichen Kraft. „Ich weiß ja gar nicht was Krankheit heißt. Aber wie lange Ihr fortgewesen seid! Ich glaubte, Ihr würdet niemals wiederkehren!“

Tricotrin zuckte die Achseln.

„Schelm, — ich kann mich nicht einmal Deinetwegen an die Zeit binden. Ich habe mich amüsirt und Du wahrscheinlich auch, nicht wahr?“

„O, gewiß, ich habe viel Vergnügen,“ antwortete das Kind

wegwerfend. „Aber Adele sagt, es sei so kleinstädtisch, sich zu amüsiren!“

„Ich bitte Dich, sage mir doch, wer ist denn diese Freuden-schmähende Adele?“

„O, sie ist auch im Kloster, — die Tochter eines Edelmannes“ — sagte das Kind, während sie seine Hand ergriff und mit der andern den Affen festhielt. „Aber ich vergaß — Ihr müßt müde und hungrig sein?“

„Müde? nein. Hungrig? ja. Ich habe drei Meilen weit gerudert, und nur einen einzigen Zug rothen Weins zur Erquickung gethan. Ist Etwas in der Vorrathskammer, Kleine?“

„O ja, gewiß, wir haben Eierkuchen und Kastanien, auch Obst und ein gebratenes Huhn, doch befürchte ich, es ist ein wenig zähe.“

„Genug! Das ist ja ein königliches Mahl!“

„Ihr wollt also mit hereinkommen?“

„Um es zu holen? ja! Um es zu essen? — Nein! Man soll niemals im Hause bleiben, wenn man draußen sein kann. Warte einen Augenblick! Du kannst doch lieber allein gehen und mir das Essen hierher bringen, während ich das Boot anbinde. Grand'mère ist, wie ich sehe, bei der Wäsche,

das ist ein ernstes, wichtiges Geschäft; ich will sie jetzt nicht stören, aber sage ihr, daß ich später, am Abend, wenn die Leinwand in Frieden ruht, sie besuchen will."

Das Mädchen flog dahin, den Auftrag auszuführen; ihr langes Haar flatterte wie eine Fahne im Winde. Grand'mère, die mit den Jahren älter, aber in ihren Bewegungen nicht langsamer geworden war, stand an einem großen Waschfasse in Mitten der rothblühenden Bohnen ihres Gartens. Sie war ein wenig taub geworden, und hatte Tricotrin's Gesang nicht gehört, und die hohen Stangenbohnen ließen sie nicht bis zum Flusse blicken.

Tricotrin zog sein Boot an's Ufer, band es im hohen trockenen Grase fest an einen Baum, und war gerade fertig, als sein Pflegekind mit beladenen Händen zurückkam. Die Sonnenstrahlen spielten mit ihrem goldenen Haar, und die Lüfte küßten ihre vor freudiger Aufregung gerötheten Wangen.

„Dies ist alles, was ich finden kann. Wird es auch hinreichend sein? Sarazins graue Katze hat das Huhn gestohlen!" sagte sie, während er sich beeilte, ihr mit der ihm eigenen Galanterie die kleine Last abzunehmen.

„Das ist ja ein Göttermahl! aber Viva, mein Kind, was

machst Du? Von Frauen laß ich mich nicht bedienen, wie Du weißt!“

„Ich will auch, außer Euch, Keinem dienen.“

„Wirklich? Da thust Du Unrecht; alten, armen und kranken Leuten sollte man immer zu Diensten sein. Ich danke Dir übrigens für den Vorzug, welchen Du mir giebst. Jetzt aber wollen wir zu unserm Lieblingsbaume gehen.“

Der Baum stand in einiger Entfernung von der Hütte, welche das Mädchen mit ihrer alten Wärterin bewohnte — eine große, alte moosbewachsene Birke, die ihnen ihre weitausgebreiteten Aeste zum Willkommen entgegenstreckte, und deren dichte Krone kühlen Schatten verbreitete. Hier war auch der Lieblingsplatz des Mädchens; stundenlang saß sie oft allein und folgte dem Fluge der Vögel, oder betrachtete das bunte Geschwirre der Insekten. Sie war die Königin in diesem herrlichen Naturreiche, ohne die Last und Bürde einer Krone zu fühlen.

Zwölf Jahre waren vergangen, seit Tricotrin das Mädchen unter den Blumen gefunden hatte; und diese zwölf Jahre waren ihr in ununterbrochenen süßen Freuden der Kindheit vergangen. Freilich wohnte sie nur in einer kleinen Hütte, an der Seite

einer alten unwissenden Frau, deren einzige Sorge sich nur auf die täglichen Bedürfnisse erstreckte; doch wurde sie von derselben mit einer fast an Anbetung grenzenden Ehrfurcht geliebt, und die Hütte war die einzige Heimath, die sie kannte. Die Früchte und Blumen, der Gesang der Vögel und das Rauschen des Wassers, das malerische Leben in den Weinbergen und die zahlreichen Erntefreuden beschäftigten ihre heiteren Tage, und des Nachts schlummerte sie sanft in ihrem weißen Bettchen, nachdem Grand'mère ein Gebet über sie gesprochen.

Auch ihre Gestalt hatte sich, dem Geschicke zum Trotz, welches sie zum Verderben bestimmte, in wunderbarer Vollkommenheit entwickelt.

Von einfachem schwarzen Brode und frischer Ziegenmilch genährt, war sie schöner und anmuthiger geworden, als Königstöchter in einem Palast.

Herrlich wie ein Frühlingsmorgen wuchs sie unter dem alten halbeingefallenen Dache auf, gleichwie die schlanke Goldruthe unter zerfallenen Ruinen. Und Tricotrin, der sich ihrer in ihrer frühesten Jugend angenommen, hatte nie aufgehört für sie zu sorgen.

Er besuchte sie in Intervallen; manchmal sogar war er Jahre lang fort; doch je älter sie wurde, desto häufiger waren

seine Besuche; — aber wohin und wie weit er auch immer wanderte, Grand'mère Virelois erhielt zweimal im Jahre ganz regelmäßig das Geld, welches er zur Unterhaltung des Kindes versprochen.

Das Mädchen kannte ihre Geschichte; er wollte nicht, daß sie im Unklaren darüber bleiben sollte, obschon von ihren Eltern wie von dem Motiv ihrer Aussetzung nicht die Spur zu entdecken war. Sie selbst hielt sich für ein dem Gesetze der Sterblichkeit nicht unterworfenes Elfenkind und die Pflegemutter nährte diesen Glauben in ihr. —

Kein Gefühl der Scham oder der Verlassenheit hatte sich jemals ihrer bemächtigt; — die gutherzigen Landleute des Districts liebkosten und bewunderten sie, theils um ihrer fast übernatürlichen Schönheit zu huldigen, theils auch um ihren Beschützer zu ehren. So wuchs die Eitelkeit und die Selbstsucht in ihrem Herzen auf, sie glaubte sich aus feinerem Stoffe geformt, als all' die sonnengebräunten Gesichter ihrer Umgebung und Viva wurde stolz — so stolz, als ob das edele Blut der Cäsaren ihre zarte Wange färbte.

Dieser Stolz wurde durch Vieles in ihr genährt. Grand'mère und die wenigen Leute, mit denen sie in Berührung kam,

sprachen ihr fortwährend vor, daß sie schöner sei als alle ihre Gespielinnen; dann aber auch trug das Dunkel ihrer Herkunft, welches in ihrer Einbildung ihre Eltern Fürsten oder Könige erscheinen ließ, viel dazu bei.

Nur ein Mann schmeichelte ihr nicht, und diesen liebte sie zärtlicher als alle andern.

Tricotrin hatte von jeher die Liebe des schönen, aber launigen und widerspenstigen Mädchens besessen. Alles, was ihr theuer und werth war, das blaue Band, mit dem sie so gern ihr Haar schmückte, so wie auch die in Silberpapier gehüllten Bonbons, die sie so gern aß; die weiße Elfenbeinkette, welche ihren blendenden Hals zierte, — alles war seine Gabe, und die süß bezaubernde Musik, welche ihr die Wunderfabeln der unbekannten Länder erzählte, kam ja auch von ihm. Obgleich er selbst arm war, überschüttete er dies einsame Kind mit Gaben, die in ihren Augen unendlich reich erschienen, — und er, der jedes Band, selbst das Band der Liebe, drückend fand, fühlte sich unwiderstehlich zu dem Wesen hingezogen, dessen Leben er gerettet.

Er hatte oft während seines vergangenen Lebens geliebt, — und manche Schöne im üppigen Klima der südlichen Länder

mit Augen der Wollust betrachtet; nie aber waren ihm die Reize des Weibes reiner, edler und verklärter vorgekommen, als gerade in seinem Pflegekinde. Er hatte sie gerettet, wie er eine Waldtaube aus dem Netze, oder einen Hasen aus der Schlinge befreit haben würde, und dabei gedacht, er wolle sich nicht weiter um sie kümmern; jetzt aber fühlte er sich mächtig zu ihr hingezogen.

Er hielt sich gern in dieser Gegend auf, besonders zur Zeit der Weinlese, und so kam es, daß er Viva nie aus den Augen verlor; und sie schaute fast leidenschaftlich zu ihm auf und bezeigte ihm ein Vertrauen und eine Ehrfurcht wie keinem andern Menschen auf der Welt. Durch die Seltenheit und Ungewißheit seiner Besuche wurden diese Gefühle nur noch in ihr bestärkt. In ihren Augen war er ein mächtiger Fürst, der verkleidet seine Länder durchreiste und auf Abenteuer ausging.

Uebrigens konnte das Mädchen von Glück sagen, daß sie in die Hände dieses „vagabundirenden Philosophen" gefallen war. Hätte ein ehrsamer Philanthrop sie gefunden, so wäre ihr schönes glänzendes Haar wahrscheinlich abgeschnitten worden, und nach einer kümmerlich verlebten Jugend wäre ihr nur die Wahl zwischen dem Hungertode und der Schande geblieben.

Tricotrin jedoch ließ ihre langen blonden Locken ungehindert wachsen, und sah überhaupt nicht ein, warum die Jugend eines Findelkindes nicht auch sorglos und freudig dahingehen sollte. —

„Ein Göttermahl," sagte Tricotrin, Viva's Körbchen leerend. „Feigen, Birnen, Melonen und schönes weißes Brod! Wie, kleine Verschwenderin, was fällt Dir ein, noch etwas Besseres zu wünschen? Horaz hätte sich kein reicheres Mahl wünschen können! Dies ist mein „Fiamberas", um mit dem guten Ritter de la Manche zu sprechen. Aber der Don begnügte sich mit magerer Kost und prahlte dafür mit einem langen Namen; wir sind jedoch klüger als er, wir genießen das Gute des Landes —"

„Ich möchte doch, es wäre etwas mehr da, oder die Katze hätte das Huhn nicht gestohlen," unterbrach ihn das Mädchen, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, seufzend.

„Mehr? Thörichtes Kind! Frage einmal Mistigri, was der dazu sagt. Wenn ich noch den Wein aus meiner Flasche hinzufüge, so wird das Mahl in der That königlich. Ich habe Rheinwein, wie Schiller ihn liebte, mit allen Sagen und Legenden des herrlichen Stromes gewürzt. Für die Kunst der geschicktesten Köche möchte ich mein ländliches Mahl nicht vertauschen; —

aber, da es nicht sehr unterhaltend ist, Jemanden essen zu sehen, und Du Dein Abendbrod schon eingenommen hast, versuche einmal, ob Dir diese Bonbons munden, Kleine!"

Er warf ihr mehrere Päckchen Zuckersachen zu, die auf französische Art mit Gold- und Silberpapier geschmackvoll verziert waren. Viva fing sie mit lauten Freudenrufen auf; obschon sie fünfzehn Jahre zählte, war sie doch noch ein Kind im Herzen, und sie konnte sich innig über derartiges Spielwerk freuen.

„Wenn sie Dir nur gefallen", sagte Tricotrin, ihr strahlendes Gesichtchen beobachtend. „Gestern Abend wurde in Blois Mademoiselle Dentree's Hochzeit gefeiert; sie heirathete einen sehr reichen Gerber von Sèvers; es waren viele Gäste da, und ich spielte, bis der Morgen anbrach. Dieu! die konnten einmal tanzen! alle die jungen Burschen und Mädchen waren recht ausgelassen lustig. Die Mutter sah ganz glückselig drein, und heute früh drang sie mir fast ihren ganzen Vorrath von Bonbons für Dich auf. Sie ist eine gute, einfache Frau, die Dentrée, und ein reicher Gerber ist ein Schwiegersohn, über den sie auch Ursache hat, sich zu freuen."

„Ich bin noch nie in Blois gewesen", sagte das Mädchen halblaut, indem sie ihren Kopf tiefer über die süßen Päckchen

beugte, welche, obschon sie es nicht zu sagen wagte, dadurch, daß sie das Geschenk einer Conditorfrau waren, ihr weniger begehrenswerth erschienen.

„Nein. Bleibe von den Städten fern, so lange Du kannst. Freund Sarazins altes Boot ist jetzt noch hinreichend für Deine kleinen Ausflüge. — Wie gefällt es Dir aber bei den Schwestern?"

„Ich kann sie durchaus nicht leiden!" sagte das Kind mit blitzenden Augen.

„Nicht? Und warum nicht?"

„Ah! — Sie können mich auch nicht leiden", murmelte Viva.

„In der That? Ich befürchte, Du hast ihren Unwillen erregt?"

„Ja, das kann wohl sein. Die Schwestern sind immer so still und kalt, so ganz ohne Leben und Freude, es ist gewiß nichts Gutes in ihnen; ich aber liebe das Licht und die Wärme, bunte Farben und Fröhlichkeit — und Ihr wißt auch warum! — Dann sprechen sie so viel Unsinn und sagen, daß all die Herrlichkeiten dieser Welt eitel seien, daß das ganze Leben in beständiger Demuth, Entsagung und Opferwilligkeit hingebracht

werden sollte. Das wäre schlimmer als mit eisernen Ketten gefesselt sein!"

„Und ohne Zweifel ziehst Du Rosenguirlanden den eisernen Ketten vor, nicht wahr? Nun, Du siehst das Leben mit ganz andern Augen an, als die Schwestern; Deine Augen haben erst fünfzehn sonnigen Frühlingsjahren entgegengelacht, während die der Schwestern durch fünfundvierzig Jahre hindurch vom Weinen und Wachen geschmerzt haben. Ein sehr großer Unterschied das, Kleine!"

„Aber Ihr seid doch auch fünfundvierzig Jahre alt, nicht wahr?"

„Ja wohl, und noch älter. Aber ich bin ein Mann, und Männer, die mit Verstand begabt sind und kein Verbrechen begangen haben, behalten ihre Jugend ewig frisch im Herzen; während Frauen — und noch dazu solche, die nie aus ihren Mauern herauskommen, — — doch genug davon, Viva, Du gehst ja nur hin, um von ihnen zu lernen; warum solltest Du Dich über ihre Gefangenschaft grämen, welche Dich nicht fesselt?"

„Warum?" erwiederte das Kind, und ihre frische, schöne Stimme klang fast heiser, „sie schelten mich fortwährend — nicht

des Lernens wegen — ich will lernen, obgleich es mir nicht viel Freude macht, aber Ihr wünscht es und habt mir gesagt, daß Wissenschaft allein der Schlüssel zur Macht ist — sondern sie schelten mich, weil ich frivol bin, wie sie sagen, und ungeduldig, eigensinnig, flatterhaft und stolz! Sie predigen mir immer vor von Demuth und Niedrigkeit und daß ich mich halten müßte wie eine schlechte Magd; daß ich kein Recht hätte, stolz zu sein, und nicht besser wäre, als der gemeinste Arbeiter, der das Feld baut. Häßlich und tugendhaft sein, sagen sie, sei Gott angenehmer, als Schönheit besitzen, und — — oh! — ich könnte Euch stundenlang verdrießliche Sachen erzählen, die ich anhören muß."

„Hm! so weißt Du also, daß Du schön, eigensinnig, flatterhaft und stolz bist? Ein hübsches Quartett tugendhafter Eigenschaften! „Kenne Dich selbst", sagt der Weise; Du gehorchst ihm in der That!"

„Aber das ist noch nicht Alles!" rief Viva mit brennenden Wangen und eine Thräne des Unmuths an den langen Wimpern. Da sind auch einige Mädchen — Adele, die Grafentochter, ist unter ihnen — die ungeschickt, schwerfällig und ungraziös in allen ihren Bewegungen sind, und doch dünken sie sich besser als ich! Und sie sind unartig und frech. — Grand'mère sagt, weil

sie eifersüchtig auf mich sind — und sie lachen mich aus, wenn ich ihnen erzähle, daß meine Mutter eine Fee sei, und sie werfen mir vor, daß ich keinen Namen habe, sondern nur „Viva“ heiße, wie ein Hund oder eine Katze.“

Tricotrin sah sie an, ein Lächeln des innigsten Mitleids spielte um seinen Mund.

„Schon so bald“, murmelte er vor sich hin. „Man hätte sie können damit in Ruhe lassen; ihr sorgloser Lebensfrühling wird bald genug vorbei sein. Also die Kinder schon, ehe sie wissen, was Schande ist, beschuldigen ihre Gespielin derselben. Wir können uns über die große Welt nicht mehr wundern.“

„Viva, mein Kind“, sagte er endlich laut, „ärgere Dich nicht über die Schwestern, sie meinen es wirklich recht gut mit Dir, und Du besitzest in der That einen solchen Stolz und Eigenwillen, Kleine, daß es Dir gar nichts schadet, auch einmal einige Strafreden darüber zu hören. — Dann aber, mein Kind, da Du doch einmal stolz bist, — so weißt Du auch, daß der Stolz sich nie von bösen Zungen verwunden läßt! Die Worte, welche Dich beleidigt haben, kamen aus eifersüchtigen Herzen — die Eifersucht ist aber von jeher eine Lügnerin und eine Verleumderin gewesen.“

Das Kind sah ihn fein an.

„Aber ist es wahr, habe ich keinen Namen? Bin ich nicht wie Andere?"

Das wunderbare Gebäude ihrer Elfengeburt, welches sie sich so sinnig aufgebaut, hatte sie doch nicht vor den giftigen Pfeilen schützen können, die ihr Herz getroffen.

Viva fing an, die Macht der umbarmherzigen „Welt" zu empfinden, die ihr in der Gestalt eines kleinen Mädchens mit untersetzter Figur, schriller Stimme und die bedeutungsschweren Worte „de la" als Zeichen ihres Adels vor ihrem Namen, nahe trat. Tricotrin begegnete ihrem Blicke und tiefes Mitleid sprach aus seinen Augen.

„Nicht so wie Andere? Wie mein Kind, sind etwa Deine Füße weniger geschwind, Deine Glieder weniger gelenkig und Dein Antlitz weniger schön als bei Anderen? Scheint Dir nicht auch die Sonne, athmest Du nicht wie die Andern den süßen Duft der Blumen ein, und besucht Dich nicht auch der Schlaf des Abends und stärkt Dich mit neuer Erquickung? Die Natur hat Dich freigiebig bedacht, sie hat ihre Gaben reichlich über Dich ausgegossen; Viva, sei zufrieden damit. Was Dir fehlt, ist nur eine Erfindung der Menschen, ein Schaum, eine Seifenblase,

die doch nicht Stand hält. Sieh doch die Wasserlilien dort drüben, wie weiß sie sind, wie die Blätter sie zärtlich umschlossen halten, und wie die Wellen mit ihnen spielen und sie liebend hin und her schaukeln. Glaubst Du nicht, daß es diesen Blumen besser ergeht, und daß es ihnen wohler ist als armen Treibhauspflanzen, die an Stöcken gezogen, beschnitten und mit einem langen Namen versehen werden; die in der schwülen, dumpfen Luft sich vergebens nach einem kühlenden Lüftchen sehnen? Sieh, mein Kind, Du bist wie eine Wasserlilie, sehne Dich nicht nach dem Treibhaus, unter dessen Glaswänden Du nur verkümmern und sterben würdest."

Viva lächelte; — in ihrer Einbildung verfolgte sie das malerische Gleichniß; doch war sie nicht ganz damit zufrieden, nur eine Wasserlilie zu sein, unter dem silbernen Perlenregen einer Schloßgarten-Fontaine hätte sie blühen mögen; und sie ließ ihr anmuthiges Köpfchen halb schmollend, halb nachdenklich auf die Brust sinken.

„Aber es ist doch auch gar nicht hübsch, keinen Namen zu haben, oder nur einen Vornamen, gerade wie unsere Katze „Bébé" oder wie der Hahn „Roi doré!" —

Um Tricotrin's Lippen spielte ein humoristisches Lächeln;

ein amüsanter Gedanke, der des Kindes Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenken sollte, durchkreuzte ihn.

„Wirklich nicht?“ gab er lachend zur Antwort. „Frage doch einmal Bébé und Roi doré, und die werden Dir sagen, daß, wenn liebe Stimmen ihren Namen rufen, um ihnen gutes Futter vorzusetzen, sie eben so freudig folgen, als wären sie mit einem Königstitel angeredet worden. Bah! Kleine, Du bist ein schlechter Philosoph! Der Name ist nur wie ein Griff. Wenn der Krug zum Brunnen geht und frisches, kühles Wasser für durstige Kehlen bringt, wer fragt darnach, wie der Griff gestaltet ist?“

Viva, die daran gewöhnt war, seinen phantastischen Gedanken zu folgen, wußte recht gut, was er sagen wollte, aber sie war doch nicht überzeugt und durchaus nicht zufriedengestellt.

„Ja, das kann wohl sein,“ sagte sie, schmollend ihre reizenden Lippen aufwerfend; „aber wenn man eine hübsche Porzellan-Vase ist, so ist es häßlich, einen groben Thonhenkel zu haben, und immer nur zum Brunnen gehen zu müssen, als wäre man ein grober irdener Krug.“

„Aha! Du vergleichst Dich mit einer Porzellan-Vase, mein zartes Püppchen, wie? Nun, ich prophezeie Dir, Du wirst gewiß

nicht einmal so nützlich werden, wie ein brauner irdener Krug. — Aber der Stolz, der sich mit Nutzlosigkeit brüstet, hat meine Sympathie nicht."

Das Kind erröthete, sie fühlte die Ironie in seiner Rede.

„Aber jeder Krug würde doch gern mit einer Vase tauschen!" murmelte sie, gewissermaßen sich vertheidigend.

„Nun, — das spräche gerade nicht zu Gunsten des Kruges, — wenn Deine Behauptung wahr wäre. Aber ich glaube es nicht. Manch unbeholfener, ehrlicher, vernünftiger Topf geht tausendmal lieber zwanzigmal des Tages zum Brunnen, um die durstigen Lippen der Kinder zu erfrischen, oder die schmachtenden Topfblumen am Fenster zu tränken, oder auch die lechzenden Vöglein in den Käfigen zu kühlen; er erfrischt viel lieber alle Schmachtenden und empfängt dafür innigen Dank, als daß er sich wünscht, eine feine Vase zu sein, die das ganze Jahr hindurch im sammtbehangenen Cabinet steht und sich durch weiter nichts, als durch schöne Farben und glänzendes Aeußere auszeichnet. Ich möchte lieber der Krug sein, Viva, aber Du sehnst Dich wohl nach der Gefangenschaft der Vase, wie?"

Das Mädchen unterdrückte einen Seufzer und versuchte zu

lächeln; ein dunkles Roth übergoß ihre Wangen. Tricotrin hatte ihre Eitelkeit gescholten und sie fühlte, daß sie die Zurechtweisung verdient hatte.

„Aber ist es denn Unrecht, stolz zu sein?“ fragte sie, das Gleichniß vom Kruge, welches gegen sie zeugte, fallen lassend.

„Stolz? In welcher Weise meinst Du, Viva?“

„Nun, ich meine ungeduldig werden, wenn der Grand'mère Freundinnen, alte unwissende Weiber, kommen und im schlechten Patois sprechen, sie verächtlich ansehen und mich besser dünken, als Andere. Dann wieder bei meiner ersten Communion vor Haß und Neid brennen, weil Adele einen echten Silberkranz trug und mich auslachte, weil meine schönen Lilien und Rosen nur natürliche Blumen waren!“

„Nur natürliche Blumen!“ murmelte Tricotrin.

„Dann wieder mich der lieben alten Grand'mère schämen, weil sie wäscht und kocht, und fegt, obgleich ich weiß, daß es edel von ihr ist, die groben Arbeiten zu thun. — O, ich glühe oft vor Rachsucht, wenn die Kinder mit mir sprechen, als wäre ich eine Bäuerin, und ich sehne mich mit heiß verlangendem Herzen nach Herrschaft, Macht, Reichthum und Gewalt! Ich möchte lieber sterben, als dienen, ich fühle es, und Alle, die arm,

häßlich, geistlos und unbeholfen sind, verachte ich in tiefster Seele! Ja, ich bin stolz in Allem, was ich thue, denke und sage!"

Tricotrin lächelte, als er diese Selbstanklage hörte, doch sah er sie traurig an.

„Viva, nein! Du bist kein Philosoph: erstens bist Du noch zu jung dazu, dann aber auch habe ich noch nie ein philosophisches Weib gekannt! Ob es Unrecht ist, stolz zu sein, fragst Du? Nein, gewiß nicht! nur sorge, daß Dein Stolz ein rechter sei! Es muß der Stolz sein, welcher sagt: Ich will nicht neidisch sein, denn das wäre kleinlich; ich will Niemanden verleumden, denn das wäre gleich wie stehlen; ich will mich nicht nach Dingen sehnen, die ich nicht haben kann, denn das wäre Schwäche! Der rechte Stolz sagt: ‚Ich bin mir selbst genug! Mein Leben ist mein Adelsbrief! und ich kann des zufälligen Ranges entbehren, da ich eine unbefleckte Ehre besitze! Ja, mein Kind, sei stolz! sei zu stolz, eine alte Frau arbeiten zu lassen, so lange Du kräftige Glieder hast und fähig bist, ihr zu helfen; sei zu stolz, Diejenigen zu verachten, die niedriger stehen, als Du; zu stolz, einen begangenen Fehler zu verbergen, und zu stolz, die Alten und Armen zu vergessen, die Dich in Deiner hülflosen Jugend aufgenommen und gepflegt haben."

Seine süße, melodische Stimme, die bei den letzten Worten unaussprechlich sanft, fast bittend klang, drang tief in das Herz des verwöhnten Kindes. Sie warf sich in leidenschaftlicher Reue vor ihm nieder; ihr schönes Antlitz braunte vor Scham, ihre Lippen zuckten, ihre Augen füllten sich mit großen Thränen.

„Ja, o ja! wenn sie nur Alle so mit mir sprächen, dann würde ich gewiß hören! Ich weiß, ich habe Unrecht und bin unartig, und will mich nicht fügen, ich lege zu viel Werth auf eitle Dinge, aber undankbar, — Ihr könnt es mir glauben, — undankbar bin ich nicht und werde es niemals sein, — nein, niemals!"

Tricotrin, der eine brennende Stadt oder eine belagerte Barrikade lieber gesehen hätte, als die Thränen eines ihm lieb-gewordenen Wesens, streichelte zärtlich beruhigend ihr blondes Haar.

„Gewiß nicht!" sagte er munter, „Niemand hält Dich solcher niedrigen Gesinnung fähig! Was nun Deinen Hang zur Herrschsucht anbetrifft, so glaube mir, es giebt keine grö-ßere Gewalt, als die, welche Dir Jugend und Unschuld dar-bieten. Erfreue Dich dieser Macht, so lange Du kannst; es kommt die Zeit, da sie schwinden wird. Werth auf eitle Dinge

legen, mein Kind, das thun alle Frauen, und ich glaube, es steht wohl kaum in Deiner Macht, Dich von der Eitelkeit loszusagen; — aber einen Kranz von gearbeitetem Metall aus dem Laden des Goldschmieds schöner finden, als hohe Lilien und lieblich duftende Rosen, das zeugt von schlechtem Geschmack! Wie, meine Viva, solltest Du wirklich denken, eine Sache, die mehr Geld kostet, sei darum auch schöner?"

Das Mädchen lächelte, aber die Thränen hingen an ihren dunkeln Wimpern und seine Worte klangen in ihrem Herzen nach.

Noch immer lag sie zu seinen Füßen, unbewußt mit der ganzen Anmuth einer Statue; die Arme in das Moos bettend, verbarg sie ihr Gesicht mit den Händen.

„Stolz, wie eine Königin, und unter dem gemeinen Volke; schön, wie Morgenröthe, und ohne Namen; lieber sterben, als sich fügen, und ein Weib! Ah! ich brauche kein Horoskop zu stellen, ihr Schicksal vorauszusehen!" murmelte Tricotrin in englischer Sprache, die Viva nicht verstand. „Mistigri, Mistigri, wird doch nicht einmal die Zeit kommen, in der sie uns Vorwürfe macht? Wäre es doch nicht besser gewesen, wir hätten sie umkommen lassen, als daß sie ihr Leben, goldig glänzend zuerst, aber im Alter mit tausend Sorgen und Qualen hinbringt?

— Porzellan? ja wohl! zartes zerbrechliches, hellfarbiges Porzellan, das ist sie! Wie wird sie das Feuer der Trübsal aushalten!“

Eine düstere Melancholie beschlich ihn, wie er unter den schattigen Birkenzweigen bei seinem Mahle saß. Er liebte das Mädchen sehr, — liebte sie mit unendlicher Zärtlichkeit, aber wohin dieses junge Leben, das er so sorglich gerettet, ging und woher es kam, wer konnte es ihm sagen? Möglich war es ja, daß sie mit der Zeit beide einsehen lernten, wie viel besser es gewesen wäre, ihren unschuldigen Kindheitstraum unter den Jasminblüthen nicht zu stören.

„Du wünschest wirklich einen Palast, wenn der ganze schöne Wald Dein ist? Kleine Närrin! Du bist doch ganz wie Dein Geschlecht, ziehst das Künstliche dem Natürlichen vor; das Geringe, welches Du nicht haben kannst, erscheint Dir begehrenswerth, und das Große, Schöne, das sich Dir darbietet, siehst Du mit Verachtung an.“

„Ein Wald ist wohl recht hübsch,“ erwiederte Viva, einen raschen Blick auf die Bäume werfend, die sie seit ihrer Kindheit freundlich in ihren Schatten genommen hatten. „Aber — o! wenn ich nur ein einziges Mal die Paläste von Paris sehen könnte! Was wollte ich nicht darum geben —“

„Deine Seele etwa? thörichtes Kind, und zu spät würdest Du dann Dein Verderben einsehen!“ dachte er, während er mit lauter Stimme sagte:

„Ein Wald nur ‚hübsch‘? Wirklich, Du bist ein Barbar, Viva. Giebt es denn etwas Herrlicheres auf der ganzen Erde, als ein reicher, schöner Wald? — Sieh dorthin, wie die Eichhörnchen so lustig auf die Bäume klettern; höre, wie die Vöglein fröhlich singen und von Zweig zu Zweig fliegen. Betrachte den Epheu und die Schlinggewächse, die sich liebend und vertrauend an die alten Eichen schmiegen, fühle die balsamische Luft Deine Stirn fächeln, und sage mir, was können vergoldete Säle und Zimmer Dir für diese Pracht bieten? — Scipio, der das Geräusch der Waffen, die Hitze des Streites und den Tumult seiner Legionen verließ, um in der Einsamkeit des grünen schattigen Waldes sein Leben zu verbringen, war in der That weise!“ —

„Weise? O, gewiß nicht!“

„Und warum ‚O, gewiß nicht?‘ warum verdammst Du Scipio?“

Viva lachte, sie wußte sehr wenig aus der Geschichte, aber sie hatte dann und wann aufmerksam zugehört, wenn Tricotrin aus dem Alterthum erzählte.

„Warum? Nun, ich wäre tausendmal lieber im Besitze meiner königlichen Macht und umgeben von dem Glanz der römischen Weltstadt in der Blüthe meiner Jahre gestorben, als sechzig Jahre in der Verbannung zu leben —"

„Qui respicunt ad pauca di facili pronunciant," unterbrach ihr Gefährte sie kurz.

„Ich verstehe kein Latein," sagte Viva, indem sie, wie ein verwöhntes Kind, verächtlich ihr Köpfchen auf die Seite warf. „Aber — ich möchte doch recht groß sein, und ich glaube auch nicht, daß die Philosophie jemals so begehrenswerth erscheinen kann, als Gewalt und Macht."

„So denkst Du! Philosophie ist nie populär gewesen, besonders nicht bei den Weibern. Ihr urtheilt immer nach der äußeren Erscheinung."

„Wonach soll man sonst urtheilen?" sagte das Kind geschwind. „Wenn ein Ding hübsch aussieht, muß es ja auch wohl hübsch und gut sein, nicht wahr?"

„O, Du kleine Sophistin! Du bist also zufrieden mit äußeren Erscheinungen? Das ist ein schlimmes Zeichen. Philosophie, Viva, ist der Granatapfelbaum des Lebens, immer kühl und duftig, und je tiefer man in die Rinde schneidet, desto herr=

licher wird die Frucht. — Macht aber ist wie bittere Frucht des todten Meeres, golden und schön anzuschauen, während Deine Hand sich danach ausstreckt, aber bitter und herbe, wenn Du Deine trockenen, fieber-brennenden Lippen damit kühlen willst. — Wähle jetzt, mein Kind, zwischen beiden, ehe Du sie gekostet hast, bedenke Dich auch nicht lange, Diejenigen, welche viel Bedenken tragen, kommen oft ihr Leben lang nicht zur Entscheidung —"

„Dennoch —" antwortete das Mädchen lächelnd, brach aber plötzlich ab, denn auf dem Waldwege, den sie übersehen konnte, kamen ihr sechs bis acht stattliche Reiter zu Gesicht, die des Kindes ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die Dörfer an der Loire standen so vereinsamt, daß Viva von Jahr zu Jahr Niemanden zu sehen bekam, als die Bauern, die ihr Vieh zum Markte trieben, und die Vorstellungen, welche sie sich von Schönheit, Macht und Reichthum gemacht hatte, lagen rein in ihrer Einbildung. Sie hatte nie die Herrlichkeiten gesehen, nach welchen sie sich unaufhörlich sehnte, und jetzt stand sie sprachlos vor Erstaunen, und als ob sie eine überirdische Erscheinung sähe, verwendete sie kein Auge von den Reitern.

Diese waren auf der Falkenjagd gewesen und ritten, nachdem sie erfolgreich einige Reiher erbeutet hatten, langsam nach Hause.

Der ganze Glanz der französischen Falkenjagd schien mit ihnen wieder aufgewacht. Die Reiter erschienen in grünen, roth- und goldgestickten Mänteln; die Knappen in schmucken Jägerröcken, grüßend wehten und nickten die Federn von den Hüten, und die edeln, angekoppelten Rüden lechzten nach der Beute.

Viva glaubte Anfangs, dies alles sei ein Zauberspiel, und stand athemlos mit klopfendem Herzen, und die Blumen, die sie fast bewußtlos in ihr Haar gesteckt, während sie mit Tricotrin plauderte, fielen anmuthig auf ihre blendende Stirn hinab.

Die Augen der Reiter hefteten sich in überraschtem Erstaunen auf die schöne Gestalt; einige riefen ihr einen lauten Gruß zu, aber nur einer, der letzte von ihnen, entblößte sein Haupt, und neigte sich tief, aus Achtung vor ihrem Geschlecht.

Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann, mit stolzer Haltung und feinem Gesicht, auf welchem ein Schatten tiefer Melancholie lag.

Sie waren den Beiden aus dem Gesicht entschwunden, aber noch immer stand Viva mit brennenden Wangen und vor Verlangen glühenden Augen.

Athemlos wendete sie sich zu Tricotrin.

„Wer ist Er?“

„Welcher Er, Kleine?“ — er hatte an der Birke gelehnt, den Reitern nachgeschaut und veränderte seine Position nicht.

„Nun, er, der sich vor mir neigte?“

„Warum er gerade, Viva? Es waren jüngere Herren da, die Dir gefallen konnten!“

„Ja, aber er hat nur das gethan! Alle sahen wohl edel aus — aber er allein groß und mächtig!“

„Da hast Du recht gesehen, Viva. Er ist auch groß — aber so lebensmüde wie Scipio war!“

„Aber sein Name?“ drängte das Kind.

„Sein Name? Nun, Eustace Estmere!“

„Estmere? Und was ist er?“

„Du hast es ja schon gesagt — ein großer Mann; sprich ein „Exaudi nos“ für ihn, Viva.“

„Er wird das doch nicht brauchen? Er sieht so stark aus.“

„Die Starken leiden auch!“

„Aber er ist so stolz?“

„Und die Stolzen sind oft unglücklich!“

Viva seufzte tief auf:

„Ach, wie unglücklich werde ich dann sein, wie werde ich zu leiden haben!“ murmelte sie vor sich hin. „Aber wohnt er hier? und wie kommt es, daß ich ihn bis jetzt noch nicht gesehen habe?“

„Villiers gehört ihm; aber er ist selten da, und Villiers liegt drei Meilen von hier.“

„Villiers gehört ihm!“

In Viva's Augen war er ein König; ein einziges Mal nur bei einem Feste hatte Grand'mère sie mit nach Villiers genommen; einmal zur Sommerzeit, als das Volk die Erlaubniß hatte, den Park und die herrlichen Gärten und Terrassen zu durchstreifen. Man hatte ihr die Bilder-Gallerien, die prächtigen Säle und Orangerien gezeigt, und sie hatte wachend und träumend die Herrlichkeiten nicht aus ihrem Sinn bringen können. Sie hatte immer gewünscht, dieses Paradies ihrer Träume noch einmal zu sehen; doch Freund Sarazin, der alte Fährmann, der einzige, der sie hätte hinbringen können, hatte dort nichts mit seinem Boote zu thun. Der Mann aber, dem alle diese Herrlichkeiten gehörten, mußte in ihren Augen der mächtigste Fürst sein.

„Und vor mir hat er sich geneigt!“ flüsterte sie mit triumphirender Miene.

„Still doch, Viva!“ unterbrach Tricotrin sie ungeduldig. „Inwiefern ist der Gruß eines Edelmannes verschieden vom Gruß eines Bauern? das möcht' ich doch wissen! — beide neigen sich nicht vor Dir, sondern vor Deinem Geschlecht, weiter ist es nichts! Dein Lord Estmere und ich, wir sind die Symbole meines Gleichnisses. Er ist die Gewalt — ich die Philosophie. Ich lege mich sorglos auf mein dornenloses Mooslager, ich erfreue mich am herrlichen Geschmack des frischen Brodes und der purpurnen Trauben; ich habe keine Pflichten und keine Verantwortungen und kümmere mich nicht um den morgigen Tag; mein Herz ist mein Königreich und die Menschen sind meine Brüder. Mein Wille allein ist mein Gesetz; und Niemand ist, der mir befehlen dürfte.

„Nun betrachte einmal Deinen Lord. Er trägt einen Purpurmantel, aber ein Stahlgewand, aus Furcht vor Meuchelmördern, darunter; er legt sich in einem seidenen Bett zur Ruhe, doch die Sorge setzt sich zu ihm und verscheucht ihm den Schlaf; er ist der stolzeste Mann seines Geschlechtes, aber seine Ehre ist da, wo er sie nicht schützen konnte, angetastet worden. Das Ehrenzeichen trägt er auf der Brust, aber sein Herz blutet in nie versiegendem Grame; — er ist ein mächtiger Herrscher und

doch gefesselt, denn wohin er auch geht, folgt ihm die Neugierde der Leute und die Kritik seiner Freunde; keinen Kummer darf er für sich im stillen Herzen bewahren, er fällt der gefühllosen, geschwätzigen Welt zum Opfer.

„Ich habe den Granatapfel, er die bittere Frucht des todten Meeres. Und dennoch — der Kampf zwischen der Philosophie und der Macht währt ewig, und ich möchte wetten, daß der Lord ebenso ungern mit mir tauschen wollte, wie ich mit ihm.“

Und Tricotrin, der das Mädchen, zu welchem er sprach, fast vergessen hatte, sank auf sein Mooslager zurück; ein humoristisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen, aber in seinen Augen glänzte es feucht.

Viva jedoch, die junge Aspirantin zur Macht, war nicht für die Philosophie gewonnen.

Sechstes Capitel.

„Nun, Tricotrin, seid Ihr mit dem kleinen Engel zufrieden?“ fragte Grand'mère Virelois, als sie am Abend mit ihm vor der Hütte saß.

„Sie ist nichts weniger als ein Engel,“ gab er zurück. „Aber ich bin so mit ihr zufrieden, wie ich überhaupt mit einem Weibe sein kann, und das will nicht viel sagen. Ich bin sehr zufrieden mit der Mühe, die Ihr Euch mit ihr gegeben habt, wenn Ihr das meint. Das Kind gedeiht und blüht, wie ein Findelkind, das von Niemandem begehrt wird, gedeihen kann.“

„Ah, Tricotrin, Alle, welche sie sehen, begehren ihrer! Sie ist so schön wie ein Frühlingsmorgen.“

„Ja wohl, die Pariser Edeln werden sich um sie reißen, aber ihr Ende wird Elend sein, Elend und Verderben!“

„Paris?“ wiederholte die alte Frau erschreckt, „wollt Ihr sie mit nach Paris nehmen?“

„Gewiß nicht, aber sie wird bald genug selbst hingehen.“

Grand’mère seufzte tief auf. Paris war ein Schreckensort für sie. Nicht, als ob sie jemals dort gewesen wäre, sie war nie über ihre Weinberge hinausgekommen, aber es war in Paris, wo der herunterfallende Marmorblock ihren hoffnungsvollen, erstgeborenen Sohn zerschmettert hatte, und wo ihr jüngster, liebster Sohn, von Blut bespritzt, auf den Barrikaden der Juli-Revolution ein glorreiches Ende fand; sterbend noch seinen Gefährten zuflüsternd: „Verrathet nichts meiner Mutter.“

„Paris, Paris!“ stöhnte die alte Frau, heftig den Faden am Spinnrade ziehend. „Verhüte Gott, daß das Kind jemals Paris sieht! Was sollte sie dort? Es wäre ihr Tod!“

Tricotrin rauchte gelassen seine Pfeife. Er sorgte sich nicht um die Zukunft; was sollten auch traurige Gedanken helfen? Schüttle die Würfel, so viel du willst, du weißt doch nicht wie dein Wurf ausfallen wird, oder du müßtest eben ein falscher Spieler sein, der das Elfenbein der Umstände mit dem Blei der Unehrlichkeit wiegt; aber das war seine Sache nicht.

„Wißt Ihr, Tricotrin,“ begann die Alte wieder, „ich denke oft darüber nach, was noch einmal mit ihr werden soll. Seht

Ihr, im nächsten Monat werde ich dreiundachtzig; viele Jahre hab' ich nicht mehr zu leben, und sie ist noch so jung, und Ihr — mit all' Eurer Güte — Ihr seid doch nicht ihr rechter Vater. Was soll sie nur anfangen, ich kann jeden Augenblick sterben, und Ihr seid oft Jahre lang fern von uns! Was wird aus Viva werden, wenn ich in Eurer Abwesenheit sterben sollte?"

„Fragt doch nicht, was werden wird, Grand'mère, denn das zeugt von einer höchst unphilosophischen Neugierde, die für eine gute, fromme Frau, welche glaubt, daß die Vorsehung sich um alle Dinge bekümmert, seien sie groß oder klein, vom Erdbeben, das zehntausend Menschenleben verschlingt, bis zum Nagel, der ihr Kleid zerreißt, nicht schicklich ist. Was wird einmal aus der Erde werden? Niemand weiß es. Sollte sie morgen auch verschwinden, man würde sie im Universum nicht vermissen. Vielleicht würde ein Mann im Jupiter sagen: ‚Seht dorthin, eine Sternschnuppe!' und das wäre dann die Grabrede, die man der ganzen Erde hielte."

„Ihr wollt ewig spotten," sagte die alte Frau, während ein Schauder sie durchrieselte. War er wirklich der „ewige Jude"? Hatte er vielleicht den Auftrag, die Welt zu verderben? Wer konnte es auch wissen? „Was geht mich die Welt an,"

begann sie wieder, „ich habe meine Zeit in ihr verlebt, und die war traurig, traurig genug! — Aber seht Ihr, mon ami, das Mädchen hat ihre Jahre noch vor sich, und mit ihrem Alter wachsen meine Sorgen! Als sie noch Kind war, — ja, da hatte es keine Noth; wenn ein Kind nur frische Luft, Sonnenschein und süße Milch hat und ein liebendes Herz, das es behütet, dann ist es glücklich — glücklich auf der nackten Erde und in der hölzernen Wiege. Mit einem jungen Mädchen jedoch ist das ganz anders; — ich weiß wirklich nicht, wie das enden soll. Stolz ist sie, wie eine Prinzessin — es ist auch unmöglich, sie zum Waschen, Scheuern und Nähen anzustellen. Sie ist den ganzen Tag unter den Blumen und Bäumen, oder sitzt singend am Wasser und tanzt, sobald ein Boot mit Musik vorbei fährt — seht, so ist Viva's Leben! und wahrlich, für ein Mädchen ohne Mutter und ohne Namen, kein gutes!"

Es lag ein rührendes Pathos in der schwachen Stimme der alten Frau, und ihre Augen suchten das herrliche Mädchen, deren Gewand zwischen den Bäumen hervorschimmerte. O! hätte es doch in ihrer Macht gestanden, sie ihr ganzes Leben hindurch zu behüten!

Wahres Gefühl sprach niemals vergebens zu Tricotrin; er

beugte sich mit unendlicher Sanftmuth zu der ehrwürdigen Alten herüber, und faßte beschwichtigend ihre Hand, während seine Augen den ihrigen folgten.

„Nein, Grand'mère, sorgt Euch nicht," sagte er überzeugend, „das Mädchen besitzt Edelmuth, Stolz und Wahrheitsliebe, und das sind drei starke Wächter gegen alles Böse. Freilich, wohl ist sie eitel, launenhaft und verlangt viel zu sehr nach Dingen, die für uns zu hoch sind, aber ihr Herz ist eitel Gold; ihre Schwächen sind nur die Schwächen ihres Geschlechtes. Was aber später mit ihr werden soll, das müssen wir ruhig abwarten. Wie sollten wir auch wissen, wohin sie gehen wird, da wir nicht einmal haben erfahren können, woher sie kommt! Aber ich setze viel Vertrauen in ihren Charakter, sie wird sich nicht dem Bösen zuwenden, und so lange ich lebe, werde ich die Versuchung von ihr fern halten. Sollte Euch aber Etwas zustoßen, dann werden die guten Klosterfrauen sich ihrer annehmen. Ihr wißt, ich habe keine Vorliebe für die Kirche, und es hat mir schlecht gefallen, daß Ihr das Kind habt taufen lassen, aber zur Beruhigung Eures Gewissens ließ ich Euch gewähren, und auch, weil das Mädchen dadurch des Unterrichtes im Kloster theilhaftig ward. — Wenn Ihr also schwächer werdet, so schicket

sie zu den Nonnen; ist sie einmal erwachsen, müssen wir sie doch sich selbst überlassen. Wählt sie dann „Reichthum“, nachdem sie „Liebe“ gekannt, ist sie auch keiner Sorge und keines Bedauerns werth!“

Ein Schatten überflog sein Gesicht bei diesen Worten. Es hatte ihn schmerzlich berührt, daß das Mädchen nach einem anderen, glänzenderen Leben verlangte, als dasjenige war, welches er ihr jetzt bieten konnte.

„Wohl wahr, Tricotrin“, murmelte Grand'mère zwischen den Zähnen, „aber es sind gerade die hellen Sterne, die in den milden Augustnächten fallen, so geschwind, o, — so geschwind! Und gerade den Stolzen mangelt das Gold, ihren Gelüsten zu fröhnen, und die Schönheit hat nur eine armselige Hütte, darin zu wohnen, und Paris verschlingt — verschlingt fortwährend! — Ah! die furchtbar grausame Stadt, ist sie nicht mit den Blumen des Landes angefüllt, die ihren Duft und ihre glänzenden Farben entfalten, nur um nach kurzer Zeit von Paris zertreten zu werden?“

Traurige Gedanken bewegten das Herz der alten Frau. Paris war das Grab aller ihrer Freuden! Sie hatte gelitten, schmerzlich gelitten in ihrem armen Leben! Besonders hatte sie

ihren jüngsten Sohn, die Freude und Wonne ihrer alten Tage, nicht vergessen können, der in den heißen Tagen der Juli-Revolution sein junges Leben ausgehaucht hatte.

„Ihr habt Recht!“ sagte Tricotrin sanft, „Paris ist schön, aber auch schrecklich, sehr schrecklich! Die höchsten und niedrigsten Formen des Menschengeschlechts berühren sich hier, unendlicher Reichthum und glänzendes Vergnügen wohnen nachbarlich mit der bittersten Armuth und dem schauderhaftesten Laster zusammen. Die Stadt ist der Inbegriff des ganzen menschlichen Lebens; schön, wie die aufgehende Frühlingssonne, aber auch schwarz, schwarz, wie die Hölle! Ihr sagt ganz recht, Grand'-mère, wer kann wissen, welche Blume, von ihrem Glanze verlockt, eine Zeit lang in übernatürlicher Pracht in ihr blühen wird, um nachher, in den Staub getreten, achtlos zu sterben!“

„Ja wohl, und darum soll das Kind —“

„Allons donc! Das Kind ist eben noch ein Kind! Ueberlaßt sie der Zukunft! Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. Warum auch ängstlich über ihr Loos nachdenken? Damit wird nichts geschafft! Ist die Frucht bitter, so wirf sie weg, sagt Antonius; warum sollte man das nicht mit einem Gedanken thun?“

„Aber das ist doch nicht immer möglich?“

„Bah! das glaube ich doch. Keine Frucht ist so bitter, daß sie nicht durch Honig versüßt werden kann, und keine Last zu schwer zum Fortwerfen. Ihr habt sie gut erzogen, Grand’mère, Ihr habt sie gelehrt, die Lüge zu verachten, und wahrlich, einen besseren Schild, als Wahrheitsliebe, hättet ihr dem Mädchen nicht geben können. Beruhiget Euch also; wie auch immer ihr Loos fallen mag, Ihr habt Eure Pflicht treulich an ihr gethan. Nicht schöner hättet Ihr Euer Lebensende träumen können!“

Die helle Freude leuchtete aus Grand’mère’s Augen; sie fragte sonst wenig nach dem Urtheil der Welt, und that stets ihre Pflicht nach Kräften, doch Tricotrins Lob erfüllte sie immer mit hoher Befriedigung; sie fühlte sich dadurch neu gestärkt und gekräftigt.

Er verließ sie und suchte das Mädchen auf, das gerade einen glänzend blauen Schmetterling gefangen hatte.

„Du willst ihn doch nicht tödten, Viva?“

„Nein, gewiß nicht, nur ihn betrachten!“

„Sehr gut. Die Muhamedaner heben jedes Stückchen Papier sorgfältig auf, weil vielleicht eine Zeile des Korans darauf stehen mag; so sollten wir jedes kleinste Leben heilig halten, weil

Gott die Spur seiner Hand darauf gelassen. Laß den Schmetterling fliegen, Du lädirst nur seine zarten Flügel, und die Farben siehst Du viel besser, wenn er vom goldenen Abendroth verklärt auf den Blumen und Blüthen sich wiegt. — So!"

Das Mädchen erhob den Kopf und schaute dem geflügelten Insekte nach, das frei in der milden Sommerabendluft dahin schwebte.

„O könnte ich doch auch so fliegen!" rief sie. Er sah sie traurig an.

„Ungeduldiger Vogel! Hast Du's so eilig, Dein Nest zu verlassen? Ah! so geht es immer mit den Jungen, sobald sie flügge geworden! Der alte Baum wird ihnen zuwider, im heimischen Walde ist's für sie zu langweilig, und nur draußen, in der Welt, da lächelt ihnen die Freude. Aber sie kennen die Schneegefilde, die Donnerwolken und die Winterstürme nicht, die ihnen dort begegnen!"

„Aber Ihr geht doch auch weit fort!"

„Gewiß, ich bin aber auch kein Weib!"

„Ein Weib? also darum, weil ich ein Weib bin, soll ich die Welt nicht sehen?"

Sehnsuchtsvoll schaute sie nach den fernen sonnigen Hügeln,

nach welchen der Schmetterling den leichten Flug genommen hatte, und eine unerklärliche Unruhe bemächtigte sich ihrer. Wie war doch wohl die Welt beschaffen, die hinter jenen Hügeln lag? und warum war es ihr nicht beschieden, dieselbe zu sehen? Es war dem Kinde angeboren, dieses Verlangen nach der verbotenen Frucht, dieses Streben nach weiteren Sphären.

„Entweder war Deine Mutter eine Kaiserin, oder Du stammst von Zigeunern“ — murmelte Tricotrin vor sich hin, „woher hast Du sonst Dein hochfahrendes, unruhiges Gemüth?“ und zu ihr hingewandt: „Also Du möchtest fort, in die weite Welt hinein, Viva? und den ganzen Tag lang ein müßiges Schmetterlingsleben führen? Was sollen wir nur erst mit Dir anfangen, Kleine, wenn Du zwei oder drei Jahre älter sein wirst?“

„Nehmt mich mit, o, laßt mich mit Euch wandern!“ bat das Kind, freundlich schmeichelnd ihn mit ihren Armen umfangend.

Tricotrin lächelte sie gütig an, eine momentane Röthe überzog sein Gesicht, es fiel ihm auf einmal ein, daß sein Pflegekind in zwei bis drei Jahren die Kinderschuhe würde ausgezogen haben, und daß er, obgleich er treulich für sie gesorgt, doch

eigentlich ihr Vater nicht sei, auch sonst kein Recht habe, über ihre Handlungen zu bestimmen.

„Du verlangst zu viel“, entgegnete er heiter, „ich nehme freilich immer Jemanden mit“, und er zeigte lächelnd auf Mistigri, „aber den kann ich auch tragen, denn er ist sehr klein, mit Dir aber, mein Kind, ist es etwas Anderes, Du wirst gewiß die größeste aller großen Frauen werden. Der Reiz des Wanderns besteht übrigens darin, daß man allein ist! Indessen habe keine Furcht, Du wirst schon den Weg allein finden und in die Welt hinaus fliegen, nur nimm meinen Rath an, Viva, warte bis Dir die Flügel gewachsen sind, sonst wirst Du nach einer Strecke Weges nicht weiter können, hinstürzen, und mit Deinem Leben wird es vorbei sein!“

„Nein, gewiß nicht, wenn ich einmal fliege, werde ich wie ein Adler hoch in der Luft bleiben!“

Stolz, im sicheren Gefühl ihrer jugendlichen Kraft warf sie ihr Haupt zurück; wahrlich, sie hätte die Tochter eines freien, siegreichen Königs der Wüste sein können.

Tricotrin sah sie scharf an.

„Und wirst das Lerchennest unten im Grase, das Dich auf=

genommen hat, vergessen, Deiner Jugend und Deinem Geschlechte getreu!"

Aber diesen Gedanken sprach er nicht aus, sondern strich zum Abschied liebkosend mit der Hand über ihre schöne Stirn.

„Nun — Adieu denn für heute!"

„Müßt Ihr fort? müßt Ihr wirklich?" drängte das Kind, mit bittender Miene.

„Ja, ich muß! Ich habe Yvon Mascarros versprochen, morgen zu seinem Hochzeitsfeste zu spielen, und er wohnt einige Dutzend Meilen von hier."

„Aber, wann kommt Ihr wieder zurück?"

„Wann? wie kann ich das wissen? Lange werde ich auf keinen Fall bleiben, ich müßte denn gerade nach dem Mond hinauf, oder hinunter zu den Schatten. — Du bist schön anzusehen, Viva, und da wir beide allein in der Welt dastehen, so sollten wir zusammen halten."

„Aber, da Ihr mich doch ein wenig lieb habt, wollt Ihr nicht mir zu Gefallen hier bleiben?"

„Aha! Also so viel hast Du schon vom Weibe in Dir, daß Du die Stärke der Liebe nach dem Grade des Gehorsams bestimmst, den man Dir zollt? Nein meine Viva, ich liebe Dich

doch, und hoffe nur, Du wirst mir es niemals vorwerfen, daß ich Dich aus Deinem Jasminbette befreit habe. Amüsire Dich, so viel Du kannst, Liebling, je glücklicher Du bist, desto weniger werden Mistigri und ich uns Vorwürfe zu machen haben."

Viva lachte herzlich, sie hatte sich immer gedacht, daß der kleine schwarze Mistigri in irgend welcher Beziehung zu ihrer unbekannten Elfenmutter stände, und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Ich bin immer so glücklich und so gut, wenn Ihr hier seid! Wenn Ihr niemals fortginget, würden jene bösen, neidischen, unzufriedenen Gedanken sich meiner gewiß nicht bemächtigen; Ihr seid ja auch mein Schutzengel!"

Sie liebte ihn, in der That, herzlich, er war ihr aber auch Vater, Mutter, Bruder, Heimath, ja die Welt und obschon sie eitel, und wie die meisten Kinder selbstsüchtig war, so zeigte sie ihm doch eine rührende Anhänglichkeit.

Tricotrin sah sie gütig an, seine Züge schienen verklärt, er hatte keinen Dank für seine Gutthat erwartet und jetzt, da das Kind ihm mit der so seltenen Münze der Anhänglichkeit bezahlte, kam er sich wie ihr Schuldner vor.

„Ich danke Dir, Viva mein!" sagte er sanft, „laß mich

wirklich Dein Schutzengel sein, laß mein Angedenken Dich vor jedem bösen Gedanken, vor jedem unüberlegten Worte, vor jeder That, die Du hernach bereuen müßtest, bewahren. Ich verlange keinen größeren Lohn!"

Er drückte als Lebewohl einen Kuß auf ihre blendende Stirn und ging, sein Boot loszubinden. Leicht und gewandt sprang er hinein und ergriff das Ruder.

Die Wasser erglühten in purpurnen und goldenen Farben der untergehenden Sonne, und ein glänzender Lichtstreifen folgte seinem Kiele. Noch einmal winkte er ihr einen Gruß, wie sie am Ufer stand und ihm mit den Augen folgte. Die rothen Blumen blühten, prangten und dufteten an dem milden Herbstabend, aber keine war so schön, wie das herrliche Mädchen, das langsam den Weg zur Hütte einschlug.

Siebentes Capitel.

Tricotrin saß in Gedanken vertieft, während das Schifflein unter seinen kräftigen Ruderschlägen schnell dahinflog.

Mit Leib und Seele seinem Wanderleben ergeben, hatte er niemals Reichthum gesucht; das einfachste Leben war ihm das liebste. Diejenigen, welche die wenigsten Bedürfnisse hatten, schienen ihm die glücklichsten Menschen, und jetzt, da sein Pflegekind allen seinen Ansichten entgegen war, wußte er wirklich nicht, wie er mit ihr verfahren sollte. Bis jetzt hatte er nur für die äußeren Bedürfnisse des Kindes Sorge getragen, mit freundlichem Interesse war er ihren Ideen gefolgt. Die Möglichkeit jedoch, daß sie ihm einstmals eine Last werden könnte, war ihm nie in den Sinn gekommen. Sein leichtes Temperament ließ ihn nicht an die Zukunft denken, und so hatte er, als er das Kind rettete, nicht daran gedacht, sie würde mehr noch von ihm verlangen, als er ihr, ohne seinen Neigungen Einhalt

zu thun, gewähren könnte, bis ihre und der Grand'mère Worte ihm die Augen darüber öffneten.

Er war so recht in das Volksleben eingedrungen, und zog es vor, seine Zeit bei den Bauern zu verbringen, und da hatte er denn viele junge Mädchen zufrieden und glücklich gesehen, wenn sie manchmal ein buntes Band für ihr Haar bekamen, oder als Erntekönigin auf einem mit Ochsen bespannten Wagen heimgefahren wurden; sein Pflegekind lehnte sich aber gegen all' diese einfachen Freuden auf, ihr Stolz, ihr sich nach Reichthum und Pracht sehnendes Herz war damit durchaus nicht befriedigt.

Die Blume war in der That schön, und nur noch in der Knospe. Bis jetzt hatte er sie der Natur überlassen; warum sollte er es nicht auch ferner thun? Er warf die Sorge von sich; stand es der Blume nicht frei, zu blühen wie sie wollte? Von der Sonne geküßt, und vom Winde geschaukelt, hatte die Natur sie mit liebender Sorgfalt gepflegt, hatte ihr den süßduftenden Wohlgeruch der Rosen gegeben; sollte sie nicht auch ihre Zukunft überwachen können?

Mit Gewalt riß er sich aus den quälenden Gedanken heraus, und sein Boot flog unter den kräftigen Ruderschlägen rascher

dahin. Er befürchtete zum Fest des Yvon Mascarros zu spät zu kommen, und er wollte nicht einmal einen armen Winzer auch nur einen Augenblick auf sich warten lassen.

Deswegen liebten ihn auch Alle, und wo nur frohe oder traurige Menschen waren, da fand er seine Heimath.

Tausend wunderbare Märchen, deren Held er war, lebten im Munde des Volkes, denn auch der Roheste und Beschränkteste bemerkte die Anomalie in seinem Wesen; aber wie man sich auch mühete, man konnte nichts über seine Geschichte erfahren. Die ältesten Leute erinnerten sich, ihn als zwanzigjährigen Jüngling gesehen zu haben, dessen Antlitz von der Sonne gebräunt war und dem das leidenschaftliche Feuer der Jugend aus den tiefblauen Augen leuchtete. Er kam, Niemand wußte woher, theilte Freude und Leid mit ihnen und ging ebenso, Niemand wußte wohin. — — Doch wenn er auch wie ein Landmann gekleidet ging und einfach wie das Volk lebte, so sprach doch aus allen seinen Bewegungen und Mienen eine gewisse Hoheit, ein Adel, der ihn weit über die Andern emporhob, und diese geistige Ueberlegenheit wurde auch allgemein anerkannt. Wohin er auch kam, es gab keine Hütte, kein Landhaus, wo man ihn nicht mit Freuden aufgenommen hätte.

Doch heute, in dieser herrlich funkelnden Sommernacht, wollte ihm der Gedanke an ein Obdach nicht behagen; drei Meilen ruderte er noch weiter, dann aber überholte er eine Barke, die mit ihrer Ladung frischduftenden Heues langsam in die stille Mondnacht dahin fuhr. Ihr großes dunkles Segel stach eigenthümlich vom unbewölkten sternenhellen Firmamente oben und dem krystallenen Spiegel unten ab; auf den großen leicht übereinander geschichteten Heubündeln glänzte der Thau wie glitzernde Perlen im Mondenschein, und hie und da sah ein noch nicht verwelktes abgemähtes Gänseblümchen hervor. — Tricotrin kannte den Eigenthümer der Barke, rief ihn an und wurde von der Mannschaft mit lautem Jubel begrüßt. Er sprang auf Deck, da man gern sein kleines Boot in's Schlepptau nahm, erwiederte herzlich die Grüße und schüttelte dem Schiffer freundschaftlich die Hand.

Dieser war ein behender, hübscher, von der Sonne gebräunter Südländer; seine breite Brust war unbedeckt; er trug einen rothen Gürtel und große goldene Ohrringe und ging seinem friedlichen Gewerbe auf der Loire nach aus Liebe zu einer Frau, die an dem Flusse wohnte.

Der Schiffer stand in dem bösen Rufe, gesetzwidrige Reisen

und räuberische Ausfälle in den südlichen Gewässern gemacht zu haben; auch warf man ihm vor, er habe ein heißes, aufbrausendes Temperament, so feurig, wie der heiße Südwind, und deswegen hielten ihm die Verwandten der Frau mit bittern, harten Worten seine Geliebte vor.

Margot aber konnte von ihrem stürmischen Liebhaber sich nicht trennen und wollte sich nicht trösten lassen.

Das Mädchen war traurig und sah nichts als Elend vor sich, und bittere Fehde herrschte zwischen ihren Brüdern und dem Liebhaber.

Einstmals jedoch in einer bösen Stunde häuften diese Schmähungen und Verwünschungen auf ihn, bis das heiße Blut des Südländers wie eine helle Flamme aufloderte; sein Messer funkelte in der Sonne und würde zuerst ihren Bruder, dann sich selbst durchbohrt haben, hätte nicht Tricotrin den Streich auf Kosten einer tiefen Wunde in seiner Hand abgewendet und dabei ausgerufen: „Haben Frankreichs Söhne keine Feinde zu bekämpfen, daß sie sich untereinander entzweien?“

Die Streitenden ließen die Messer sinken und bereuten bitterlich ihren Zorn, da sie sein Blut fließen sahen; unter Thränen baten sie ihn um Vergebung, er aber umfaßte lächelnd mit dem gesunden Arm die hübsche Margot und sagte:

„Und Du fürchtest Dich wirklich nicht vor dem Seelöwen da, Kleine? Nicht? Bist Du fest davon überzeugt, daß er Dich nicht auch einmal verwunden wird? — Nun denn — wenn es Deinen Brüdern wirklich leid ist, mir weh gethan zu haben, dann müssen sie mir erlauben, Dich ihm zu geben, denn nur Dir allein wird es gelingen, diesen furchtbaren Löwen zu zähmen!"

Und sie ließen es zu, der gestiftete Frieden war dauerhaft, und Tricotrin hatte für alle Zeiten die stolze, feurige Seele des Schiffers gewonnen.

Auch Margot hatte niemals Ursache, zu bereuen; der Schiffer behütete sie treulich und überschüttete sie mit Liebkosungen; ihr zu Liebe hatte er auch sein gesetzloses Treiben mit dem friedlichen Handel auf der Loire vertauscht, und jetzt saß sie in der kleinen Kajüte der Barke. Die einsame Lampe erhellte nur matt den engen Raum, und mit einem glücklich träumerischen Lächeln heftete sie ihre großen schwarzen Augen zuerst auf ein an der Wand hängendes Muttergottes-Bild, dann auf den schlafenden Säugling an ihrer Brust.

„Wußte Maria, daß er Gott war und doch am Kreuze sterben würde? Wäre es ihr nicht am Ende doch lieber gewe-

sen, wenn er in der Verborgenheit ein ungefährdetes Leben hingebracht hätte?" so dachte Margot und preßte das lieblich schlummernde Kind fester an ihr treues Mutterherz.

Der Gedanke war ein natürlicher; besser, daß das Kind ihres Herzens ein ruhmloses Leben in ungestörter Sicherheit hinbringt, als daß es mit Ehre gekrönt dem Märtyrertode entgegen geht; besser, die Seele, die doch unsterblich ist, geht unter in gänzlicher Apathie, als daß der Körper, den sie geboren und ernährt, leidet! So denken sie, Margot und ihre tausend Schwestern, und unter Millionen Söhnen, die sie gebären, keiner besteigt die Höhen von Golgatha, aber viele belästigen die Welt als untaugliche Subjecte!

Und doch sind diese Frauen gut, ihre Herzen schlagen zärtlich, und ihr Leben ist tadellos, nur ihre Seele ist erstorben, und nur die Seelen ihrer Kinder sind es, die sie vernachlässigen.

Was aus Margots Sohne werden sollte, Dichter oder Schweinehirt, Herrscher oder Knecht, — er schlief jetzt glücklich in ihren Armen, und süß träumend starrte das Mutterauge auf ihn hin, während das Schiff langsam im Mondenschein dahinglitt, und Tricotrin, mit dem Schiffer gemüthlich plaudernd, sich auf ein

Bund Heu gestreckt hatte und die dämmernden Landschaften an sich vorüberziehen ließ.

Die Nacht war warm und zauberisch still; eine der herrlich schönen Nächte Frankreichs, in welchen das Firmament mit zahllosen silbernen Sternen besäet ist, die funkelnd ihren milden Schein auf die liebliche Erde ergießen; dann und wann ertönte auch wohl der Ton einer Klosterglocke vom Ufer her; und Tricotrin gab sich ganz den erquickenden Eindrücken hin, die auf ihn zuströmten; er wäre auch um keinen Preis dem Schiffer gefolgt, der, als die Nacht weiter vorgeschritten war, zu seiner Margot hinunterstieg. Er blieb auf dem duftenden Heu ausgestreckt und beobachtete die silbernen Diamanten, welche die Sterne freigiebig auf die Oberfläche des Wassers streuten.

Bald aber befiel ihn jedoch eine unwiderstehliche Müdigkeit, er schloß die Augen und rasch wie ein gesundes, kräftiges Kind verfiel er in einen tiefen Schlaf; der Flügel eines Wasservogels streifte leise seine Stirn, und in seine Träume mischte sich das melodische Geplätscher des Stromes.

Als er erwachte, war die Nacht schon fast vergangen; der Morgen röthete sich im Osten, und nur hie und da erglänzte noch ein Stern.

Er richtete sich ein wenig vom Grase auf und folgte dem langen vom Kiel geschnittenen Silberstreifen im Wasser oder starrte träumerisch auf das große dunkle Segel, das sich langsam hin und her bewegte.

Da erblickte er plötzlich ein Gesicht in seiner Nähe, welches ihm bis jetzt entgangen war, und das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und zugleich ein tiefes Mitleid in ihm rege machte.

Ein unsäglich tiefer Schmerz lag auf diesem Gesichte, das einem Manne angehörte, der auch, gleich Tricotrin, den frischen Heuhaufen auf Deck den unteren Räumen des Schiffes vorgezogen hatte; seine großen schwermüthigen Augen schauten unverwandt dem Spiel der Wellen zu, die neckisch an der Barke heraufstrebten und wieder zurückfielen.

Es war ein Mann in seinen besten Jahren mit wettergebräunten derben Zügen, aber in seinen schwarzen Augen irrte ein unstäter Blick, ein sehnendes, ungestilltes Verlangen; man sah, seine Seele wurde von unnennbarer Angst gefoltert und kein tröstender Gedanke erfreute sein bedrängtes Herz. Er war mit einem Kittel, wie ihn die Arbeitsleute tragen, bekleidet, sein Haar ungekämmt, seine Hände noch schwarz von Pech, mit dem er die Seiten des Schiffes geschmiert hatte, aber der tiefe, stille,

schmerzlich fragende Blick seiner Augen gab der ganzen Erscheinung eine imponirende Größe, etwa wie die eines edlen Thieres, das, grausam gemißhandelt, doch seine Kräfte nicht zur gerechten Rache gebrauchen will.

Tricotrin redete ihn freundlich an; der Mann fuhr zusammen, antwortete einsilbig und starrte wieder vor sich hin. Den folgenden Fragen erging es nicht besser; man sah, er that sich Gewalt an, nur darauf zu achten, und sank immer wieder in sein dumpfes Hinbrüten zurück. Nichts, gar nichts unterschied ihn von einem gewöhnlichen Matrosen oder Fischer, und doch war auf seinem Gesichte eine furchtbare Verzweiflung, — die Verzweiflung eines Menschen, der ein köstliches Gut verloren und nicht wiederfinden kann; und dieser Ausdruck lieh ihm Würde, machte ihn groß!

Tricotrin ließ ihn gewähren; wußte er doch, wie grausam Freundlichkeit ist, die sich in die Stille und Einsamkeit des Unglücks drängt, und er sah auch, daß hier der Geist, die frischen Sinne nicht mehr thätig waren, daß der Verstand durch fortgesetzte Leiden gelitten hatte, obwohl er für seine täglichen Pflichten und Bedürfnisse hinreichend sein mochte. Er sagte nichts mehr, aber in der dämmernden Morgenröthe lieh die Musik dem

Gefühle seines Herzens die Sprache. Oft sprach er auf diese Weise mit sich selbst, oft mit Andern, immer kamen die Töne aus seinem Herzen und fanden auch wieder den Weg zum Herzen der Hörer.

Aber der in sich versunkene Matrose beachtete sie nicht; reiner und immer voller strömten die Harmonien dahin wie die spielenden Wellen des Meeres, aber auf ihn machten sie keinen Eindruck; nicht einmal eine Bewegung zeigte, daß er sie hörte. Als aber die Töne immer sanfter, klagender und schmelzender wurden und endlich, wie selig erlöste Geister, von Trost und ewigem Frieden sangen, da war es doch, als durchdrängen sie die harte Rinde, mit welcher der Schmerz die Seele des Armen gefesselt, und das Eis der Verzweiflung thaute allmälig auf.

Die Züge des armen Leidenden veränderten sich, wie er so in die Wellen hinausstarrte, und es zog ein Hauch neu erwachenden Lebens durch seine kranke Brust; große Thränen standen in den melancholischen Augen; wie schmerzhaft berührt wendete er sich auf seinem Lager und sprang endlich mit einer Geberde unerträglicher Qualen auf.

„O, stille! stille! — Das ist ihre Stimme!"

Die Musik brach plötzlich ab. Tricotrin berührte ihn sanft.

„Ihre Stimme? Wessen?“

Der Matrose sah ihn seufzend an, Thränen hingen an den dunkeln Wimpern.

„Ich kann's nicht ertragen! Ganz so war ihre Stimme, als sie noch die hübschen Lieder sang!“ murmelte er, die Frage unbeachtet lassend. Er beschäftigte sich nur mit der einen trüben Erinnerung, die seine ganze Seele erfüllte, und die kein Licht von Außen einließ.

„Ich habe sie verloren, Ihr wißt es ja, es ist freilich schon lange her, seit sie von mir ging. Eines Morgens sah sie mich noch lächelnd an, küßte meine Lippen und schlang liebkosend ihre weißen Arme um meinen Nacken, und die Sonne spielte mit ihrem Goldhaar; und in der Nacht — in der Nacht — habt Ihr denn vergessen? Kein Feuer auf dem Herde — Alles still im Stübchen — und tiefe Dunkelheit überall! — O! und kein Licht wird jemals diese Dunkelheit durchbrechen, bis ich sie wiedergefunden habe!“

Er wußte nicht, daß er mit Jemandem sprach, den er noch nie gesehen, dem seine Worte unverständlich seien; sein Schmerz war so groß und füllte sein ganzes Leben und Sein so voll=

ständig aus, daß er nicht begreifen konnte, wie es Menschen gab, die von seinem Leid nichts wußten.

Tricotrin legte seine Hand sanft auf des armen Mannes Schulter; er sah, die Melodien hatten sein Herz berührt, und er wollte jetzt abwarten, was er durch Geduld und tröstende Worte bei ihm erlangen könne.

„Bis Ihr sie gefunden habt?“ wiederholte er; „sie ist also nicht todt, sie, die Ihr liebt?“

„Todt? Nein — sie ist nicht todt“ — antwortete der Mann langsam; und seine großen Augen wendeten sich mit einem herzzerreißenden Blick auf Tricotrin. „Das ist's gerade — seht Ihr! sie ist nicht todt. Todte Weiber liegen kalt und steif da; ihre schönen Glieder sind ohne Leben, ihre Augen öffnen sich nicht wieder, sie athmen auch nicht, aber sie sind doch da — man kann sie doch anfühlen, obschon ihr Herz nicht mehr schlägt, man kann sie küssen, wenngleich die Liebkosungen nicht erwiedert werden, man sieht sie wenigstens doch leblos auf dem Bette hingestreckt. — Aber sie war verschwunden und ließ mir nicht einmal ihren schönen Körper. Im Stübchen war's dunkel, still und verödet, nicht einmal eine todte Frau, auf welche die Mondesstrahlen hätten fallen können!“

Eine unaussprechliche Zärtlichkeit und Trauer klang aus der Antwort; Tricotrin kannte die Bedeutung dieser irren Worte — ein furchtbarerer Feind als der Tod hatte sein Lebensglück zerstört. Er errieth den Verlust, den er erlitten, aber das Unglück hatte den Verstand des armen Mannes so gelähmt, daß er selbst es noch nicht in seiner ganzen Größe begreifen konnte.

„Wenn sie nicht todt ist,“ sagte Tricotrin sanft, „dann hat Euch die Hoffnung wohl noch nicht verlassen?“

Ein unstäter irrer Blick der Augen traf ihn.

„Hoffnung — Hoffnung! Ja — ich hoffe noch — sonst könnte ich ja nicht mehr leben. Aber die Zeit vergeht, — und ich werde so müde! In meiner Jugend verlor ich sie, und jetzt bin ich alt. Wieder und wieder glaube ich sie zu sehen, bei den fröhlichen Mädchen in den Weinbergen, oder wenn früh am Morgen ein Köpfchen durch's offene Fenster schaut, dann meine ich immer, ich habe sie gefunden, aber ach! — Alles vergebens — die Mädchen kennen mich nicht — ihre Augen leuchten nicht vor Freude, wenn sie mich sehen, in ihrem Herzen ist kein Platz für mich! Ich wandere nah und fern, nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, ich suche sie in Städten und Wäldern, in den Palästen und Krankenhäusern, in den belebtesten

Straßen und an den einsamsten Plätzen, aber alles — alles umsonst!" —

„Sind denn schon so viele Jahre vergangen, seit Ihr sie verloren?"

„O, so viele, ich kann sie nicht zählen, ich rechne die Zeit nicht nach; — die Jahre kommen und gehen, aber sie kommt nicht mit ihnen. Ah! es ist schrecklich, — immer nur ein Gesicht zu sehen, in der weiten Welt nur eine Stimme zu hören, — und so wie man nahe kommt — ist das Gesicht verschwunden — die Stimme dahin! Und die Welt ist groß und weit, — ich wandere weiter, weiter und immer weiter, und ich komme doch nicht an's Ende, und komme ihr doch nicht näher. Ihr Stübchen ist fertig für sie, Alles so, wie sie es verlassen hat, aber die Blumen sind todt, die konnte ich nicht pflegen — sie bleibt so lange aus, — aber ich halte das Haus in Ordnung, — sie wird sich darüber freuen, wenn sie zurückkommt."

Ein tiefer, schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust, sein Haupt sank herab und die Lethargie, aus der ihn die Musik herausgerissen, bemächtigte sich seiner von Neuem und stille Resignation war auf seinem Gesichte. Er vergaß den Fremden, und daß er mit ihm gesprochen und den ihn fortwährend beschäftigenden Gedanken Ausdruck verliehen hatte.

Ein Mann rief ihn am andern Ende des Schiffes; mechanisch richtete er sich von seinem Heulager auf und folgte dem Rufe — wie die andern Matrosen beschäftigte er sich mit den Tauen und Segeln der Barke.

Tricotrin folgte ihm mit den Augen, das matte Dämmerlicht ließ ihn die muskulöse Gestalt von den Andern unterscheiden; sein Herz blutete bei dem Gedanken an diesen Mann, der trotz seines mühevollen Lebens, trotz seiner erstorbenen Vernunft doch noch einer so edeln starken Liebe fähig war.

„Wieder ein Weib!" dachte er. „Immer das alte Lied! Derselbe Schlag, der das Herz Estmere's unter dem Purpur getroffen, drang auch durch den wollenen Kittel dieses Seemanns! Kein Panzer, weder Armuth noch Reichthum, schützt vor Verrath!"

Der dunkle, hübsche Kopf des Marseillers, der gerade auf der Kajüten-Treppe stand, drehte sich nach ihm hin. Tricotrin winkte ihm, eine Stufe höher zu kommen, und lehnte sich zu ihm herüber.

„Wer ist doch jener Matrose da, guter Caros?"

Caros sprang behend hinauf und setzte sich zu seinem Gast auf das duftende Heu; er hatte ein freundlich mildes Gemüth,

obgleich das feurige Blut der Piraten in seinen Adern rollte, und für den Mann, der ihm zu seiner Braut verholfen, fühlte er sogar eine tiefe Verehrung.

„Ihr sprecht vom armen Bruno, mein Freund?“ antwortete er. „Er ist ein tüchtiger Matrose und hat stürmischere Wasser als Flüsse gesehen, aber sein Gehirn ist zerrüttet, er versteht nur noch seine Arbeit. Ich kannte ihn von früher her, er ist arm, und so gab ich ihm ein Unterkommen auf meinem Schiffe.“

„Bruno? ist das sein Name?“

„Jean Bruno, ja. — Wir waren Bursche zusammen und arbeiteten eine Zeitlang auf demselben Schiffe im Mittelländischen Meere; er war damals ein schmucker, hübscher Bursch — bis sie ihn ruinirte!“

„Wer? seine Frau?“

„Ja wohl! seine Frau. Wir stehen in einem Alter, aber er hat gealtert, während ich mich noch so jung fühle wie meine Margot. — Bruno ist kaum vierzig. — Ich weiß es noch ganz genau, wie er sie heirathete, ein Mädchen von funfzehn Jahren, und er war zweiundzwanzig. Sie war die Bastardtochter eines Edelmannes, ein herrliches Mädchen, mit blonden Haaren und süßlächelnden Lippen, mit köstlich sonnigen Augen und zarten

schneeigen Gliedern; sie bestrickte den starken, stämmigen Burschen, und er, halb Löwe, halb Lamm, betete sie an. Er liebte sie, ah! wie nur große, edle Herzen lieben können! Es war fast schrecklich, zu sehen, wie das ganze große Herz des Mannes von dem glänzenden flatterhaften Dinge beherrscht wurde! Nun — er verlebte mit ihr ein Jahr, ein kurzes, aber paradiesisch-schönes Jahr; er machte nur kleine Fahrten an der Küste, er konnte es nicht ertragen, von ihrer Hütte fern zu sein, die er ihr mit Allem ausschmückte, wonach ihr Herz nur verlangte, — mit fremden Vögeln und Blumen, und allerlei Merkwürdigkeiten, welche die indischen Schiffe mitbrachten. Sie schien ihm zugethan, das lustige, ewig lächelnde, aber seelenlose Geschöpf; wer hätte auch gedacht, sie könnte so grausam sein? Einstmals, bei Tagesanbruch, nahm er von ihr Abschied; er wollte einen Tag fischen gehen, — ich wartete auf ihn vor der Hüttenthür, und sah, wie sie lachte und ihn umarmte, und wie sie nachher am Ufer stand und mit ihrem Tuche winkte. — Nun, wir waren den ganzen Tag fort und kamen erst um Mitternacht reich beladen heim. Das Licht, welches immer in ihrer Hütte brannte, war ausgelöscht, wie ein Wahnsinniger flog er die halbe Meile am Ufer hin bis zum Häuschen, er sprengte die Thür — Ma-

delon war verschwunden! O, Gott! bis heut' kann ich den Anblick nicht vergessen! Armer Bruno!"

Der Schiffer hielt inne; die Erinnerung an das Erlebte hatte ihn schmerzhaft berührt, und als er fortfuhr, klang seine Stimme sanft und voll innigen Mitleidens.

„Seit der Zeit war sein Verstand dahin — dahin für immer! — Wir kamen bald hinter die Wahrheit der Sache, — sie hatte sich der Schande übergeben, — der Schande, welche ihr ein glänzenderes Loos vormalte, als ihr unschuldiges, ruhig stilles Leben am Seeufer. Die Sünde ihrer Mutter wurde in ihr wach; sie ging zur Bühne und wurde die Maitresse eines großen Schauspielers. Indeß, Bruno wußte von all' dem nichts; wir versuchten es ihm deutlich zu machen, aber er begriff uns nicht. Es war furchtbar! er glaubte, man hätte sie ihm gestohlen, und liebte sie zärtlicher als je. Seitdem hat er immer nach ihr gesucht. Die Zeit hat keinen Trost für ihn und kann seine Liebe nicht abstumpfen, und doch hat ihr Verbrechen ihn seiner Sinne beraubt. Die kleine Hütte im Süden ist immer zu ihrem Empfange bereit, kein Ding ist fortgenommen worden, Alles steht noch, wie es stand, während er ganz Frankreich durchreist und nach seiner Geliebten sucht,

die er doch niemals finden wird! Wißt Ihr, wer Madelon ist?"

„Nein! Sie lebt also?"

„Sie lebt, — lebt als — Coriolis!"

„Coriolis? — unsere größte Schauspielerin! — Wie? — das Weib jenes Mannes?"

„Ah! Wie viele solcher Weiber haben ein schönes Leben gekannt, haben zuerst an der treuen Brust eines edlen, braven Mannes geruht und ihn dann verrathen," sagte der Marseiller bitter. „Ja, sie ist Coriolis; aber er weiß es nicht, soll es auch nicht wissen, merkt Euch das! Er sucht sie nur immer im Süden und ist der blendenden Sünderin von Paris noch nicht begegnet. Gebe Gott, daß er sie niemals sieht! Es ist so schon schauderhaft genug; seine Fragen nach ihr, seine Aufgabe, die niemals gelöst werden kann, seine stets unerfüllte Hoffnung; aber immer ist es noch besser, als wenn er die Wahrheit erführe und noch einmal das Gesicht seines Weibes sähe!"

Er schwieg, aber wandte sich ab und beschäftigte sich mit den Stricken und Tauen seiner Barke. Er liebte seine Margot zärtlich, und begriff jetzt erst das Unglück seines armen Kameraden, das er ihm früher nicht hatte nachfühlen können.

Tricotrin fragte nicht weiter. Er kannte die Komödiantin gut, eine liebliche aber seelenlose Erscheinung; voll Witz und Laune und reizender Koketterie; ein herz- und verstandloses, aber wunderherrliches Weib; noch immer jung, frisch und blühend, wie eine strahlende Blume, aber ihr mangelte der Duft, die anspruchslose Bescheidenheit, die über andere Frauen ihren verklärenden Schimmer ergießt.

Wieder und wieder hatte er die Theater gefüllt und die Menge begeistert applaudiren sehen, wenn sie spielte.

Die Geschichte hatte sein innerstes Herz berührt; er hatte die glänzende Fröhlichkeit des Weibes gesehen, und begriff, welch ein Märtyrerthum der Mann zu leiden hatte. Die Grausamkeit und das Verbrechen waren durch ein ungetrübtes, freudenvolles Leben belohnt worden, — die Treue und hingebende Liebe hingegen durch ein Leben endloser Qualen.

„Ah, Viva, mein Kind“, dachte er, „wirst Du auch einmal ein edles Herz aus Eitelkeit und Selbstsucht verrathen?“

Mit Sonnenaufgang hatte die Barke ihren Bestimmungsort erreicht.

Tricotrin hatte versprochen, zum Hochzeitsfest des Yvon Mascarros zu spielen, sonst wäre er gern dem Drange seines

Herzens gefolgt, und wäre bei dem armen Dulder geblieben, dessen Leben durch die Treulosigkeit eines Weibes so verödet war. Er ging hin zu Bruno und sagte ihm herzlich Lebewohl. Der Matrose erhob kaum die Augen von seiner Arbeit und antwortete mechanisch; seine Züge waren starr und trugen wieder den Ausdruck tiefsten Schmerzes.

„Kann man denn nichts für ihn thun?“ fragte er Caros.

Der Marseiller schüttelte den Kopf.

„Kein Mensch, kein Engel kann ihm helfen. Wer kann ihm sein Weib wiedergeben in der Unschuld ihrer Jugend?“

Es war wohl wahr! Nur der Tod konnte ihn von seinen Leiden erlösen.

Noch einen Blick warf Tricotrin auf ihn, wie er unter dem dunkeln Segel mit dem Flechten des Taues beschäftigt war und dabei sehnend in die Weite blickte; dann sprang er in sein eigenes kleines Boot, während Caros mit beiden Händen ihm ein Lebewohl zuwinkte, und das freundlich heitere Gesicht der kleinen Margot ihm nachblickte. Er ruderte ohne Aufenthalt dem Hafenplatze zu. Als er gelandet, drehte er sich noch einmal um und blickte der Barke nach.

„Ein junges, zweiundzwanzigjähriges Leben zerstört durch

ein Weib! Und die Menschen nennen die Seuche, die das Leben auf einmal dahinrafft, grausam, während das Weib langsam tödtet und die Tortur durch ein halbes Jahrhundert dahinzieht, und keine Strafe ist für dasselbe da. Die Seuche ist barmherzig im Vergleich mit einer fühllosen Frau!"

Auch sein Pflegekind, das so seelenvergnügt den Schmetterlingen nachjagte und sich leichten Sinnes an ihren bunten Farben ergötzte, ohne auf die Angst und Schmerzen zu achten, die sie dabei empfanden, auch sie war nun bald erwachsen. Hatte er sie vom Tode errettet, nur daß sie tödten sollte, wie das liebliche, treulose Geschöpf, das der arme Matrose geliebt? Der Gedanke kam ihm nicht aus dem Sinn, so sehr er auch das Mädchen liebte, und so groß die Verehrung auch war, die er für ihr Geschlecht hatte.

Aber der Gedanke war ihm eine bittere Frucht, und gehorsam dem Worte seines geliebten Antonius warf er sie fort, badete sich im kühlen Fluß, und schritt dann durch die schattigen Wälder und Weingärten, dem Orte seiner Bestimmung zu, wo schon am frühen Morgen die Landleute mit den Zubereitungen zum Feste beschäftigt gewesen waren. Die Mädchen und Kinder gingen aus, duftende Waldlilien, Geisblatt und Rosenzweige zu

pflücken, mit denen sie die lieblichste aller Bräute, die heut' mit Yvon Mascarros Hochzeit hielt, schmücken wollten.

Und hier, unter dem niedrigen Dache der Schmiede, oder unter den blühenden Linden, welche dieselbe beschatteten, unterhielt Tricotrin mit seinem Witz und seiner Musik die glücklich-zufriedenen Leutchen vom Morgen bis zum Abend. Und die hübschen Mädchen, mit den schwarzen, fröhlichen Augen und den geschwinden, kleinen Füßen, tanzten die ganze herrliche Sommernacht durch, zu derselben Musik, die vorhin Bruno's erstarrtes Herz gelöst und ihn bewogen hatte, sein tiefes Leid zu erzählen.

Achtes Capitel.

In der Cornemeuse, einem alten Café-Restaurant in Paris, war ein lustiges Abendessen.

Es war ein freundliches, weiß getünchtes, gaserleuchtetes Häuschen, mit vergoldeten Balkonen, kleinen Zimmern und fortwährend offenstehenden Glasthüren. Die Tricolore wehte stolz vom Dache, und das rege, bunte Treiben und Drängen der Pariser wogte um das einfache Gebäude.

Hier war der Sammelplatz der Zigeuner, der Maler, der Schauspieler und der genialen Volksdichter — aller derjenigen, die Witz und fröhliches Lachen liebten, und welche das Getreibe der Welt für die Nachkommenschaft portraitiren wollten. Besonders kamen die Maler hierher; und in dem ganzen kleinen Gebäude gab es kaum eine einzige Stelle an den weißen Wänden, die nicht mit irgend einer grotesken Zeichnung von Kohle, Kreide

oder auch wohl in Oel bedeckt gewesen wäre. Die „Cornemeuse“ hatte Reichthümer auf den Wänden aufzuweisen; und der Besitzer des Wirthshauses, ein kleiner, heißblütiger Südländer, liebte dieselben von ganzem Herzen, und hatte noch niemals einen Pinselstrich seiner Gäste veräußert, bis einstmals er die Aussteuer seiner geliebten Tochter nicht beschaffen konnte; da hatte er eine der Fensterladen herabgenommen, die mit drei herrlichen Gemälden, welche große Meister in ihren Erholungsstunden dort hingezaubert hatten, bedeckt war, und hatte sie für ihr Gewicht in Franken hingegeben. Ueber ein halbes Jahrhundert hindurch hatte die Cornemeuse so den Reichthum auf ihren Wänden und Holzwerken gesammelt, und zu den Bildern, die der Eigenthümer am höchsten schätzte, gehörten die Leistungen eines Amateurs; es waren einige liebliche Mädchenköpfe, welche schalkhaft aus dunkeln Winkeln und Fensternischen, unter farbenreichen Blumenguirlanden hervorlachten; Köpfe, unter welchen der Pinsel des Malers nachlässig den Namen „Tricotrin“ hingeworfen hatte.

„Sie hätten uns alle überholen können, wenn Sie gewollt hätten,“ sagte ihm ein Maler, den man den Velasquez der modernen Zeit nennen konnte.

„Wohl möglich; aber dann würde die Kunst mich tyrannisiren, während sie mir jetzt dient!“

„Jawohl, sie dient Ihnen treu, und wenn Sie sich von ihr beherrschen ließen —“

„Dann wäre ich ja Ihr Sklave. Ein Narr, der seiner Geliebten unterthan ist! Kann er jemals ihrer froh werden? Ich bezweifle es!“

„Aber verschwenden Sie nicht Ihr Talent?“

Der Wanderer zuckte die Achseln.

„Kann sein; ich weiß nicht, ob es meine Schwachheit oder meine Stärke ist, jedwede Fessel, selbst die Fesseln der Kunst zu hassen. Ich sage nur — es ist so meine Weise!“

„Aber wenn alle Leute solche Weise hätten?“

„Nun, wenn alle Vögel Lerchen wären, so würden wir kein Geflügel für unsern Tisch haben, — ich sehe aber nicht ein, inwiefern der Nutzen des Geflügels ein Argument sein soll, daß die Lerchen kein Recht haben, überhaupt da zu sein.“

Und der Mann, der Gesang und Licht, und grüne Wiesen, und blauen, sonnigen Himmel liebte, wie die Lerchen selbst, nahm den Pinsel und die Farbenbehälter seines Freundes und malte in Zeit von zwei Stunden eine Mädchenphysiognomie,

mit all' dem dunkeln, schönen Glanz des Südens, deren Titian sich nicht hätte zu schämen brauchen.

Manchmal, wenn er gerade bei Laune war, konnte er die herrlichsten Figuren auf die Leinwand bannen, aber er würde nie und nimmer ein Geschäft daraus gemacht haben.

Er war der Ausgelassenste unter den fröhlichen Leuten, die hier beim Mahle saßen; sein Witz sprudelte wie der funkelnde Wein, den sie aus großen Pokalen tranken; sein Lachen klang fröhlich und harmlos, wie das Lachen eines Kindes, und seine herrlich volle Tenorstimme, mit den lebensfrischen Tönen der Geige verbunden, erfreute mehr als einmal das Herz aller Anwesenden.

Ja, er liebte das Vergnügen und hätte lieber ohne Licht, als ohne die Freiheit, sich ungebunden und zwanglos dem Scherz hingeben zu können, gelebt; aber er verabscheute Schwelgerei und Unmäßigkeit. So wie daher das Gelage den Charakter der wüsten, rohen Trunkenheit und der Ausschweifung annahm, stand er auf und verließ die Cornemeuse. Es fing schon an zu dämmern; er schritt rüstig durch die Straßen von Paris, ein Lied Bérangers auf seinen Lippen. Der Wein hatte ihn nur erwärmt und seine Phantasie geweckt; er fühlte sich so recht

leicht, froh und glücklich. Doch plötzlich brach er mitten in einem lustigen Verse ab, als er nämlich eine elende Gestalt auf sich zukommen sah, die in kläglichen Tönen sein Mitleid anflehte.

„Almosen?“ gab er zurück, und seine Stimme wußte nichts von der Theilnahme, die sein Herz empfand. „Ihr bittet um Etwas? Jedermann möchte wohl haben — aber Niemand will gern geben. Geht nur weiter, Freund!“

„Aber Brod — nur ein Stückchen Brod wenigstens!“ ächzte der Mann, der ihn in der dunkeln, kleinen Straße, in der sich Niemand weiter befand, aufgehalten hatte.

Tricotrin heftete seine klaren Augen auf ihn, als wollte er ihn durchbohren; er liebte die Bettelei nicht, und wußte den Betrüger vom wirklich Hülfsbedürftigen auf der Stelle zu unterscheiden.

„Macht Euch fort,“ sagte er fast scherzend, „wenn ein Mann nicht einmal so viel arbeitet, um sein Brod zu verdienen, da es doch in dieser Welt so viel zu thun giebt, so ist er, meines Erachtens, nicht werth, darin zu sein.“

„Aber es ist so schwer zu arbeiten!“ — Man hörte am reinen Accent des Mannes, er gehörte nicht zur arbeitenden Klasse.

„O, wirklich! wenn Alle nur mäßig arbeiten wollten, so

wäre es gar nicht nöthig, daß Einer sich überarbeitete. Weil es aber so viele Faullenzer giebt, müssen die Fleißigen gewöhnlich zu viel thun."

„Aber ich verhungere," stöhnte der Bettler wieder, „und der Tod ist so bitter!"

„Ganz und gar nicht. Das ist grobe Unwissenheit! Der Tod bitter? Ist dem Kranken der Opium-Schlaf bitter, nach furchtbaren Schmerzen? Was für Narren die Menschen sind! Leiden durch Hunger und Krankheit, und denken, es ist hart, von beiden erlös't zu werden!"

„Ah! Ihr wißt nicht, was Hunger ist!" — Der Arme fühlte wirklich alle Qualen desselben, und er hatte wenig Lust mit dem Fremden zu philosophiren; wurde er doch dadurch nicht gesättigt.

Tricotrin sah ihn sanft an.

„Nicht? weiß ich das nicht? Ihr irrt Euch, Freund!"

„Dann, um's Himmelswillen, gebt mir Brod!" sagte der Mann heftig — sein Hunger machte ihn wild, wie ein Raubthier.

„Unsinn! sagt: um der Menschlichkeit willen! Uebrigens habe ich keinen einzigen Sou mehr, ich habe Alles in der Cornemeuse dort ausgegeben!"

In seiner Hoffnung betrogen, wendete sich der Arme mit einem schmerzlichen Schrei weg; der Ton drang an das Herz des Hörers und er beschloß, trotzdem die Stimme und die Gesichtszüge des Bettlers gegen ihn sprachen, zu helfen. Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter.

„Unphilosophischer Mann! Blind gegen die Vortheile des Todes? Kommt, folgt mir!“

Und seinen Gesang wieder anstimmend, führte Tricotrin seinen Schützling, der vor Kälte zitterte, obschon die Nacht unendlich milde war, durch Straßen und Gassen, bis zu seinem Quartier in St. Martin.

Der Bettler war einem momentanen Impulse gefolgt, als er diesen Fremden um Hülfe ansprach, der in seiner Haltung und seinem Gang so ganz verschieden von ihm selbst war. Vergebens hatte er den ganzen Abend und die Nacht hindurch das Mitleid der vorübergehenden geputzten Damen und reichgekleideten Herren angefleht, nur dieser einfache Mann hatte ihn erhört.

Tricotrin nahm seinen Schlüssel und öffnete die Thür des kleinen, ärmlich aussehenden Hauses, in welchem er seine Wohnung für eine Zeit aufgeschlagen hatte.

Eine enge, fast zerfallene Treppe führte zu seiner Dach-

stube, er gebot dem Bettler, ihm zu folgen, und trat in den Raum ein.

Dieser war ziemlich groß; Tricotrin konnte in kleinen Zimmern nicht leben, doch die Wände und der Fußboden waren kahl. Mistigri saß zusammengekauert auf seinem Strohbettchen, seine Geige und der Dante lagen auf dem hölzernen Tische, kein bequemes Meubel war zu sehen und durch das offene Fenster blickte der Sternenhimmel.

Tricotrin sagte kein Wort, zündete ein Licht an und nahm aus einem Wandschrank ein großes Stück Brod, kaltes Fleisch, eine Vorrichtung zum Kaffeekochen und eine Flasche Burgunder, es war Alles, was er besaß. Er setzte die Nahrung seinem Gaste vor, hatte in zehn Minuten den Kaffee bereitet und schenkte dem Bettler so viel Wein ein, wie ihm nach langem Fasten zuträglich war.

Der Mann verschlang das Brod mit großer Hast und Tricotrin drehte ihm den Rücken zu, beschäftigte sich mit Mistigri, um kein Zeuge seiner Gier zu sein.

Dann und wann warf er seinem Gaste einen Blick zu, und fühlte mehr und mehr eine Abneigung gegen ihn. Die Art und Weise, mit welcher er wie ein Wolf seine Mahlzeit verschlang,

widerte ihn weniger an, als der eigenthümlich lauernde Ausdruck seines Gesichtes.

Der Fremde war zart gebaut und hatte regelmäßige, schöne Züge, sein vorn kurz geschnittenes Haar fiel hinten in langen Locken herunter.

Er war nicht mehr jung, aber sein Gesicht zeigte keine Spuren des Alters, nur seine schwarzen Locken waren stellenweise mit weißen Haaren untermischt. Schön war er, schön wie ein Antonius, aber seine Schönheit war künstlich und geziert, seine Augen verriethen lüsterne Genußsucht; er hätte einem leichtfertigen Weibe gefährlich werden können.

Eine dunkle Erinnerung schwebte vor Tricotrins Seele, als er den Mann beobachtete, er konnte sie jedoch nicht festhalten.

Als dieser mit der Mahlzeit fertig war, dankte er ihm in vielen hochtönenden gewählten Ausdrücken, und entwickelte dabei eine Eleganz in seinen Bewegungen und Manieren, die keinen Zweifel über seine vornehme Abkunft zuließ, obgleich er jetzt so tief heruntergekommen schien.

Tricotrin hatte sich auf das Strohlager niedergelassen und hörte ihm schweigend zu. Er dachte darüber nach, wie er ihm

weiter helfen könne, es lag nicht in seiner Natur, Armen nur eine vorübergehende Hülfe zu gewähren.

„Keinen Dank", sagte er endlich, „setzen Sie sich noch einen Augenblick, ich habe noch nichts für Sie gethan. Im Paradiese werden wir keine Noth mehr leiden, und so lange wir dort nicht sind, müssen wir einander helfen! Sagen Sie mir, Freund — was sind Sie bis jetzt gewesen?"

„Nichts!"

„Nichts! Gewiß das Beste für Sie, wenn Sie ein Philosoph sind, aber das Schlechteste, sind Sie es nicht!"

„Aber Philosophie backt kein Brod!" murmelte der Fremde mit einem bittern, freudenlosen Lächeln.

Tricotrin sah ihn scharf an.

„Nicht? Davon bin ich nicht überzeugt. Sie lehrt uns wenigstens zufrieden sein, und wenn wir kein Brod haben, mit einer Handvoll Hülsenfrüchte vorlieb nehmen. Das ist besser als Unzufriedenheit und Krankheit nach einem Gelage. Aber Sie sind ein unterrichteter Mann, ist es Ihnen denn niemals eingefallen, daß man nicht „Nichts" sein kann, ohne wenigstens eine halbe Million zur Disposition zu haben?"

„Jawohl, oft genug, aber ich dachte immer jeden Morgen —"

„Was fragt man nach Morgen, wenn uns das Heute lieblich anlacht“, murmelte Tricotrin, er freute sich so seines Lebens, daß er Diejenigen, die das Geheimniß der wahren Glückseligkeit, dem gegenwärtigen Augenblicke zu leben, nicht kennen wollten, fast verachtete, aber auch bemitleidete.

„Aber bedenken Sie auch, mein Herr“, sagte der Fremde rasch, „daß es Menschen giebt, denen der Zufall weder heute noch morgen etwas der Mühe des Arbeitens werth in den Weg legt.“

„Hm! der weise Mann zwingt den Zufall und macht ihn sich unterthan. Uebrigens ist es auch wahr, manchem Menschen fehlt es an einer „guten Gelegenheit“, — schlechte Schwimmer brauchen einen Korkgürtel, sich über der Oberfläche des Wassers zu halten, ich will sehen, ob ich Ihnen einen solchen verschaffen kann. Aber Sie müssen sich mir vertrauen und offen reden. Womit haben Sie sich bisher beschäftigt?“

Der Fremde zögerte.

„Mein Leben ist ein verlorenes“, sagte er bitter, „einmal schien mir die Sonne des Glücks, dann umgab mich die Dunkelheit. Ich habe Reichthum besessen und wurde oft von Erfolgen und Triumphen gekrönt; Vergnügen, Ueberfluß und Frauenliebe

haben mir gelächelt. Aber — mit einem Worte — ich war ein Spieler; das Glück hat mich lange Zeit begünstigt, aber zuletzt hat es mich verlassen, — schmählich verlassen — während der letzten zwanzig Jahre, — bis — bis ich das elende Geschöpf geworden bin, welches Sie jetzt sehen!"

Thränen standen in seinen Augen; er hatte offenbar das größte Mitleiden mit sich selbst, und sah, wie jeder Spieler, in seinem Schicksale nur das grausame Resultat hinterlistiger Conspirationen.

„Ein Spieler? rief Tricotrin aus, „wie konnten Sie nur sagen, Sie wären „Nichts?" Sie treiben ein Geschäft, welches mehr als jedes andere Seelen ruinirt! Ein Spieler! Bah! Wie können Sie nur Ihren Verstand, Ihren Frieden, Ihre ganze Zukunft den Würfeln anvertrauen! Der Treue einer Frau glauben, ist nicht sinnloser, als den Würfeln glauben, aber wenigstens doch poetischer!"

„Ah, mein Herr, Sie gefallen sich darin, über mein Elend zu scherzen!" grollte der Fremde.

„Nein, ich scherze über kein Elend", sagte Tricotrin ernst. „Gott soll mich davor bewahren! Aber wenn Sie keine andern Hülfsquellen, als das Spiel haben, dann sehe ich wirklich nicht

ein, wie ich Ihnen helfen soll, wenn ich Ihnen auch Tausende gäbe, sie wären in einer Nacht dahin!"

„Vormals war mir das Glück so günstig! Wie konnte ich wissen, daß die teuflischen Karten mich im Alter betrügen würden?"

Tricotrin blickte ihn schweigend an: seine Theilnahme für das tiefe Elend des Mannes drängte das sarkastische Wort, welches auf seinen Lippen war, zurück.

„Inwiefern könnte ich Ihnen am besten helfen?" fragte er endlich, „ich bin selbst arm, könnte Ihnen jedoch manchen Fingerzeig geben, wenn Sie Willens wären, Ihr Brod durch Ihrer Hände Arbeit zu verdienen."

„Sie empfehlen mir die Arbeit — aber ich glaube, Sie selbst folgen dem Vergnügen. Das ist gewöhnlich der Fall!"

Die Undankbarkeit, die sich in dieser rohen Bemerkung des so eben vom Hungertode geretteten Mannes aussprach, berührte Tricotrin nicht unangenehm. Der Elende war hülfsbedürftig und unglücklich, Grund genug für seine Menschenliebe, alle Bitterkeit in ihm zu entschuldigen.

„Sie richten in Sachen, die Sie nicht verstehen," sagte er einfach. „Vergnügen ist Arbeit denjenigen, die aus der Arbeit kein Vergnügen machen können. Aber es handelt sich hier um

Ihre Angelegenheiten, nicht um die meinigen. Können Sie mir noch mehr aus Ihrem Leben sagen — obschon Sie mit dem einen Worte „Spieler" genugsam charakterisirt sind?"

„Wozu sollte das führen?" stöhnte der Fremde ermattend; „ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich habe genossen, geschwelgt, triumphirt, vor Jahren, vor langen, langen Jahren — jetzt — den ganzen Tag stehe ich an den Spielbänken, und habe nicht einmal eine kleine Münze, mein Glück damit zu versuchen! Ich bin ein Narr! — Das weiß ich besser, als Sie es mir sagen können, und warum? Weil ich nie den Muth hatte, schlecht genug zu sein. Nur dem Manne, der sich vor Verbrechen fürchtet, gelingt es nicht, das Glück dauerhaft an sich zu fesseln!"

Als er diese Worte sprach, wurde der Ausdruck seiner Züge finsterer, und aus seinen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer, ein Geist, welcher zu sagen schien: „nicht der Wille hat mir gefehlt, mich ganz der Sünde und dem Bösen zu ergeben, sondern der Muth, die Kraft dazu."

Tricotrin sah es, wollte aber keine weitere Bemerkung machen.

„Woher stammen Sie?" fragte er einfach.

„Ich bin ein Grieche von Geburt."

Ein Schatten flog über das Gesicht seines Hörers.

„Im Volke traut man den Griechen wenig Ehrlichkeit zu; das Volk irrt sich gewöhnlich nicht! Und Sie sind „ein Edelmann," nicht wahr?"

Der Fremde zuckte zusammen bei der ironischen Betonung des letzten Satzes und gab keine Antwort; er fühlte die verzehrenden Augen seines Wirthes fest auf sich geheftet, er hätte vergehen mögen.

„Ja, ja, jeder hellenische Schwindler stammt in gerader Linie von Pisistratus oder von den Atriden, wenn wir seiner Behauptung Glauben schenkten," fuhr Tricotrin mit derselben Ironie fort. „Ich bitte, wie nennen Sie sich?"

„Paulus Canaris."

„Wie? Was?"

So wie er das Wort ansgesprochen hatte, sprang er auf den Griechen zu, ergriff ihn an der Kehle und hielt die schwache Gestalt mit eiserner Faust fest.

„Dieb — Verräther — Hund! —" rief er in der leidenschaftlichsten Erregung, und schüttelte ihn so gewaltig, als ob er ein Kind unter Händen hätte. Unfähig zu reden, athemlos, vor

Schrecken gelähmt, versuchte der Mann vergebens sich von dem wüthenden Anfalle des Mannes, der ihn so eben gespeist und ihm freundlich seine Hülfe angeboten hatte, zu befreien.

„Was habe ich denn begangen?“ brachte er mühsam hervor; „ist das Ihre Gastfreundschaft?“

Vom letzten Worte, wie von einem Schlage getroffen, schleuderte Tricotrin ihn von sich.

„Sie haben mein Brod gebrochen — Sie sind sicher — aber wenn das nicht wäre — bei Gott —“

Der Schwur blieb in seiner Kehle, seine Brust arbeitete heftig; doch wollte er die feurige Leidenschaft bezwingen; er wendete sich von dem Spieler weg und ging an's offene Fenster, frische Luft zu schöpfen.

„Welches Verbrechen habe ich denn begangen,“ sagte dieser ächzend und bleich vor Furcht. „Was können Sie von mir wissen?“

„Ich kenne Sie als den Entführer von Estmere's Weibe!“

Der Grieche wurde blau im Gesicht, seine Glieder zitterten wie im Fieber.

„Estmere? Wer sind Sie denn?“

„Das geht Sie nichts an! Ich kenne Ihr ganzes Leben, Ehebrecher, Lügner, Betrüger, Dieb!“

Er stieß die heftigen Worte leidenschaftlich aus. Die Hände über der Brust verschränkt, als wollte er sich mit Gewalt jedes thätlichen Wuthausbruches enthalten, lehnte er am kleinen Fenster und schaute seinen Feind mit durchbohrenden Blicken an, als wollte er ihn versengen.

Der Grieche schauerte zusammen, er konnte sich nicht erklären, wer der Mann sein könnte, der ihn angegriffen, und warum er einen solch unbändigen Zorn zeigte bei dem Gedanken an die Entführung eines Weibes, die ihm doch nur fremd sein konnte; aber er fühlte, daß die Augen, die jetzt in unaussprechlicher Verachtung auf ihm ruhten, sein ganzes verbrecherisches, elendes Leben gesehen hatten.

„Sie bedienen sich bitterer Worte,“ sagte er endlich vor Furcht zitternd. „Wer sind Sie? Um Gotteswillen sprechen Sie!“

„Entheiligen Sie Gottes Namen nicht, Schurke! der Sie die Menschen schmählich verrathen!“ rief Tricotrin, sein kochendes Blut mit Gewalt beschwichtigend. „Wer fragt darnach, wer ich bin? genug, ich kenne Sie und Ihre infame Schlechtigkeit! Wenn Sie nicht mein Gast gewesen wären, so sollte die

gerechte Rache Sie treffen für Ihre schaudervollen Schandthaten, — doch so lange Sie unter meinem Dache sind, fürchten Sie nichts — sollte indeß — —"

Er brach plötzlich ab; sein Athem ging laut und schwer, er rang mühsam nach Fassung, es wurde ihm sehr schwer, den Mann in Frieden zu entlassen. Doch sein Wort war ihm heilig, das wollte er nicht brechen; er ging hastig zu seinem Wandschrank, nahm die wenigen Goldstücke heraus, die darin bewahrt waren, und warf sie mit unaussprechlicher Verachtung seinem Widersacher zu Füßen.

„Ich halte mein Versprechen selbst schlechten Subjecten gegenüber. Da — versuchen Sie noch einmal Ihr Glück und machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Der Grieche schüttelte sich vor Schrecken und Widerwillen. Einen Augenblick zögerte er, die Furcht in ihm kämpfte mit der Goldgier; selbst eine verworfene Natur wie die seinige wandte sich von Unterstützungen, die auf solche Weise gegeben waren, aber nur einen Augenblick dauerte seine Unentschlossenheit, er war so tief gesunken, daß die Gier die Oberhand behielt; rasch bückte er sich, und mit einem furchtsamen Blicke auf Tricotrin las er die Goldstücke auf und schlich sich fort.

Er schämte sich, aber seine Habgier war größer als die Scham.

Leise stahl er sich die Treppe hinunter, die ihn sein Wirth eben erst so vertrauensvoll hinaufgeführt, und erreichte bald die Thür.

Der Eigenthümer des Hauses war gerade aufgestanden und damit beschäftigt, die Straße vor seinem Hause zu fegen. Er sang lustig ein Liedchen vor sich hin.

„Wer wohnt doch in Eurem fünften Stock?" wisperte der Grieche.

Der alte gemüthliche Mann lächelte.

„Aha! In der Dachstube? dort wohnt ein Prinz! Kennt Ihr ihn wirklich nicht? Wie? Ganz Paris kennt Tricotrin!"

„Tricotrin?" murmelte Paulus Canaris, als er in die frische Morgenluft hinausschlich.

Der Name sagte ihm nichts, vermehrte nur seinen Schrecken und seine Bestürzung.

Indessen in der nächsten Spielhölle vergaß er bald die ausgestandene Angst; nur den Namen behielt er treu im Gedächtnisse.

Tricotrin stand noch lange Zeit am offenen Fenster; die

glühende Leidenschaft, die sein innerstes Mark verzehrte, war noch nicht niedergekämpft. Nur selten ließ er sich zu heftigen Wallungen hinreißen, weder Freude, noch Schmerz hatten für gewöhnlich Gewalt über ihn; geschah es aber doch einmal, daß er sich selbst vergaß, so waren die Stunden, die seiner Erregung folgten, sehr dunkel.

Bittere, heiße Rachegedanken, qualvolle Erinnerungen stiegen in ihm auf; die Schweißtropfen standen wie Thau auf seiner Stirn, sein Gesicht glühte, und seine Faust ballte sich unwillkürlich. Plötzlich erfaßte er das Glas, aus welchem der Grieche getrunken, und schleuderte es zur Erde, daß die Scherben klirrend umhersprangen. Dann, wie über seine eigene knabenhafte That spottend, lächelte er ironisch.

„Mistigri", murmelte er dann, „ein Philosoph sollte beim Anblick seiner Feinde eben so gelassen sein, als beim Anblick seiner Freunde; ein Philosoph sollte sich gewiß nicht mit der Vergangenheit plagen. Ich verabscheue mich selbst, Mistigri. Ja schelte, schelte nur so viel Du willst, damit zeigst Du am besten Deine Theilnahme, und ich habe Schelte verdient. Bah, Mistigri! selbst ein Philosoph ist sterblich, wenn seine Person beleidigt wird! Ich wäre wahrhaftig elend genug gewesen,

jenem Mann die Gastfreundschaft zu verweigern, wenn ich gewußt hätte, wer er wäre. Wie verachtungswürdig wäre ich dann gewesen! Die erste Pflicht, welche die Menschlichkeit gebietet, hätte ich persönlichen Hasses wegen vernachlässigt!"

Mistigri setzte sich theilnehmend auf seine Schultern, als ob er ihn verstände.

„Wirklich, Mistigri", fuhr Tricotrin fort, dessen Aufwallung rasch wie ein Aprilschauer vorüber war, „wirklich, der Grieche Charellus hatte ganz Recht, als er zu seinem Sclaven sagte: „Wenn ich nicht zornig wäre, würde ich Dich ermorden." Er wußte, wie sehr der Zorn den Verstand verdunkelt, der weise Mann! Und wir — in diesem aufgeklärten Zeitalter — wir schlagen zu, gerade weil wir zornig sind! Laß uns diesen dunkeln Geist des Zornes bannen, Mistigri, er ist der Feind der Philosophie und raubt uns allen Frieden."

Und um ihn zu bannen, nahm Tricotrin seine einzige Trösterin, die geliebte Geige, zündete seine Meerschaumpfeife an, rauchte und spielte. Das that er immer; wenn die Ruhe und Klarheit seines Geistes gestört war, suchte er sie, gleich Philipp von Spanien und Saul von Israel, durch die Macht der Töne wiederzuerlangen.

So wie der Künstler seine Ideenwelt, die er sich selbst schafft, betritt, so ist er für die Außenwelt unzugänglich.

Tricotrin vergaß sich selbst und die Welt um ihn, und auf den Flügeln des kühlen Morgenwindes wurden die Töne hinunter in die Straßen von Paris getragen.

Heimathslose zerlumpte Bettler, die in ihrer Verzweiflung den letzten Gang gingen, dahin, wo die Seine wild und finster rauschte, hörten dieselben und kehrten um. Alte in Sünden und Verbrechen ergraute Menschen fühlten bei diesen Harmonien ein längst vergessenes Mahnen an eine Zeit, wo sie noch mit gefalteten Händchen auf der Mutter Schooß ein Gebet gesprochen; und ein ganz kleines Kind, in einem engen Gäßchen, das mit Schlägen hinausgetrieben war, zu stehlen, und jetzt nicht mit leeren Händen heimkehren mochte, horchte nackend, hungrig und bitterlich weinend auf der Thürschwelle sitzend — horchte, bis ihm die Augen zufielen, und es, mit einem seligen Lächeln auf den blauen Lippen, von dem Wunderlande träumte, wo der helle, lustige Sonnenschein mit den Blumen spielte, und wo die Engel mitleidig sich armer Kinder annehmen.

So beruhigte und erquickte Tricotrin noch andere Seelen als seine eigene.

Neuntes Capitel.

„Grand'mère!" rief Viva lebhaft, „hier kommt Sarazin! Er geht nach Villiers und will uns beide mitnehmen, wenn Ihr Lust dazu habt; wir werden all' die Herrlichkeiten im Schlosse sehen, denn er hat eine Nichte dort, die Aufseherin über das Milchwesen ist und dicht beim Schlosse wohnt, bei der können wir einkehren und zu Mittag essen, und Sarazin nimmt uns am Abend wieder mit. — O sagt ja! bitte, bitte!"

Es war noch früh am Morgen. Grand'mère bereitete gerade das Frühstück und ließ fast den Topf mit der Milch in das Feuer fallen, als das Mädchen mit solcher Hast und glühend vor Erwartung zu ihr hereinstürzte.

„Sarazin? Sarazin ist ein guter Mann, und es wäre gewiß ein großes Vergnügen für Dich, aber" — setzte sie zögernd hinzu, „aber ich weiß nicht, ob Tricotrin —"

„Tricotrin!" rief Viva ungeduldig, „Tricotrin sagt, es gäbe

keine ehrlichere Seele als Sarazin, und er hat es auch ganz gern, wenn ich Vergnügen habe, — Ihr wißt das, Grand'mère. Und dann hin und zurück zu schiffen, ist gar zu herrlich! und das schöne, schöne Schloß! O kommt, kommt, kommt!"

„Gehe, bitte Sarazin zum Frühstück, wir wollen die Sache überlegen", sagte die alte Frau ausweichend, sie fühlte jedoch, daß sie dem Mädchen die Bitte nicht abschlagen könnte.

Bereitwillig trat der alte Sarazin herein. Er war klein, zusammengeschrumpft und von der Sonne gebräunt, aber durchaus gutmüthig und besonders Viva zugethan. Er war der einzige Fährmann auf Meilen weit, und Viva hatte ihre glücklichsten Stunden ihm und seinem alten Boote zu danken.

Ein Landmann in der Umgegend hatte ihm aufgetragen, eine Ladung Heu von einem Pächter in Villiers zu holen; er hatte mit Freuden zugesagt, da er nur sehr selten über seine engen Grenzen hinauskam, und hatte seinen Enkel zur Beaufsichtigung der Fähre gelassen. Nach Villiers zu gehen war ein großes Ereigniß in dem Leben der armen Dorfbewohner.

Grand'mère, die sich nur undeutlich erinnerte, daß Tricotrin einmal den Wunsch geäußert, sie möchte Viva nicht nach Villiers bringen, konnte ihren Bitten und Liebkosungen nicht widerstehen,

gab endlich widerstrebend nach, schloß ihre Hütte und folgte dem Fährmann mit dem beunruhigenden Gedanken, daß, wenn sie Unrecht daran thäte, Tricotrin es gewiß von den Schwalben erfahren würde, die zu vielen Hunderten ihre Hütte umkreis'ten.

„Warum betrachtet Ihr die Vögel so aufmerksam?“ hatte sie ihn einst gefragt.

„Weil sie besser mit mir sprechen, als ich mit ihnen. Sie lehren mich Vieles, indeß — die Kunst des Fliegens haben sie mir nicht begreiflich machen können.“

Diese Worte hatte Grand'mère buchstäblich genommen; und seit der Zeit hatte sie nie die Schwalben ein- und ausfliegen sehen ohne den festen Glauben, daß dieselben von Allem, was vorging, unterrichtet seien, und Tricotrin davon in Kenntniß setzten.

„Es kann ihr aber gewiß nicht schaden“, dachte sie jetzt, „sie ist ja bei mir und Sarazin, und wir werden sie schon hüten.“

Das große schwarze Boot, mit Korn beladen, lag bereit. Die Pferde, welche den großen Kornwagen gezogen hatten, standen halb vom Schilf verdeckt am Ufer, und die kleine Fischerhütte blickte freundlich aus der Mitte der Obstbäume hervor.

Es war ein hübsches Bild, das sich hier dem Auge darbot,

aber Viva sah diese Schönheiten kaum, sie war zu sehr in sich selbst vertieft und mit den Freuden beschäftigt, die sie erwarteten.

Unter dem Schatten des großen Segels hatte sie sich niedergeworfen und blickte träumend in die sommergrüne Landschaft hinaus. Gerade so hatte Tricotrin auf der Heubarke gelegen, als der arme Matrose seine traurige Geschichte erzählte; Grand'mère saß mit dem Strickzeug vor ihr und betrachtete sie sinnend.

Viva träumte am liebsten unter freiem Himmel und auf dem schönen, kühlen Flusse. In ihrer Phantasie verwandelte sich das alte Boot in ein prächtiges, vergoldetes Lustschiff, das alte Segel wurde zum seidenen Baldachin und die sonnigen Ufer ihr Königreich, sie selbst aber, als Kleopatra oder Katharina von Cyprus, segelte hin zu dem Lande, wo Marmorhallen und wunderbare Paläste in unerreichbarer Herrlichkeit prangten. —

„Sie träumt — das Kind!" flüsterte Grand'mère dem alten Fischer zu.

„Die Jugend träumt immer!" entgegnete Sarazin, „das Land der Träume ist ihr Himmelreich."

„Ja, und ihr Ende ist die Verdammniß!"

„Nein, sagt das nicht! Seht Ihr, es giebt heilige Träume, die mit dem Kloster enden; oder glückliche Träume, die

in den Armen des Gatten ihr endliches Ziel finden, oder Träume — —"

„Wie die ihrigen", ergänzte Grand'mère, auf das ruhende Mädchen zeigend, „die sich nur mit Kaiserkronen, Reichthum und Macht beschäftigen, die enden in Elend, Sünde und Schande."

Sarazin fuhr erschreckt auf.

„Was?" flüsterte er, „glaubt Ihr, der Böse sagt ihr solche Dinge vor?"

Grand'mère schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht sagen, Sarazin, aber es ist nicht nöthig, daß der Böse zu einem Mädchen spricht, die von ihrem hübschen Gesichtchen träumt!"

„Wahr, wohl wahr!" sagte der alte Mann und wendete sich zum Helm des Bootes, während Grand'mère tiefer auf ihr Strickzeug herabsah und Viva im Geiste ein herrliches Feenland erblickte.

Sie hatten sich früh aufgemacht und erreichten, vom Winde begünstigt, Villiers am Mittage.

Sarazin ging seinen Geschäften nach, aber zuerst bat er für seine Gäste um freien Eintritt in die Gärten und Gemächer des

Schlosses, und da seine Nichte von dem Castellan wohl gelitten wurde, erhielt er die Erlaubniß bereitwillig.

Die alte Frau im verschossenen blauen Kleide staunte über all die Pracht der Gärten, Anlagen und Alleen, selbst Viva konnte sich nicht satt sehen an den vielen fremdartigen glänzenden Blumen und den schimmernden Statuen, die im dunkeln Laube prangten.

Das große, starke, robuste Bauernmädchen, welches sie führte, plauderte ununterbrochen fort, aber Viva hörte sie nicht. Versunken in die Betrachtung der kunstvollen Anlagen, dachte sie nur an den großen Mann, der dieses Alles sein eigen nannte. Auch wünschte sie in ihrem innersten Herzen, daß die Besitzung einmal ihr gehören möchte.

„Estmere, Estmere — Estmere“ — wiederholte sie wieder und wieder. „Ob er wohl ein König ist?“ —

Sie hatte die undeutlichsten Begriffe von Rang und Stand. Ihres Erachtens gab es nur zwei Klassen — die Bauern, mit denen sie, ihrer festen Ueberzeugung nach, nichts gemein hatte, und die Prinzen, zu denen sie sich hingezogen fühlte.

„Fürchtest Du Dich nicht hier?“ fragte Sarazins Nichte leise flüsternd, als sie durch die große Bankett-Halle kamen.

Viva warf ihren Kopf stolz empor.

„Fürchten! ich bin hier in meiner rechten Heimath, hier ist mir wohl!"

Die Magd, Tochter eines sehr armen Köhlers, sah sie erschreckt an und bekreuzte sich. — „Es ist also doch wahr," dachte sie, „Tricotrins Pflegekind stammt nicht von armen, gewöhnlichen Eltern!"

Ja, es war wahr, Viva fühlte sich hier zu Hause, obschon sie in einer armseligen Hütte erzogen, und ihr einfaches Mahl nur aus hölzernen Schüsseln gegessen hatte; ein instinktmäßiges Gefühl, das sie magisch nach Allem, was herrlich und groß war, hinzog, sagte ihr, daß sie keine Bäuerin sei.

Es giebt Söhne und Töchter armer Leute, die einen solch unwiderstehlichen Drang in sich fühlen, zu glänzen. Herrliche, allgemein bewunderte Schauspielerinnen, tollkühne Abenteurer, große Staatsmänner werden aus ihnen, wie Katharina von Rußland oder der große Rienzi. Dann aber giebt es auch wieder Söhne und Töchter großer Monarchen, die den Purpur mit grobem, bäurischen Benehmen tragen und sich ihr Leben lang nicht fein-gesittet benehmen lernen.

„Er ist nicht hier, der große Lord?" fragte Viva,

und sie fühlte den Stachel bitterer Enttäuschung in ihrer Seele.

„Albernes Ding!“ rief die Begleiterin, „würden wir wohl hier Zutritt haben, wenn er hier wäre?“

„Warum nicht?“ gab Viva im übermüthigen Zorn zurück. „Mich wenigstens würde er schon eingelassen haben; Du hättest nur sehen sollen, wie er sich vor mir neigte!“

Und beleidigt wandte sie sich von ihrer Gefährtin und Grand’mère, hielt sich ein wenig von ihnen zurück, und da Grand’mère gerade auf das Mädchen nicht achtete, sah sie sich endlich allein — allein in den hohen Hallen. Entzückt trat sie jetzt vor einen der großen Spiegel und betrachtete ihre graziöse Gestalt. Gewiß, sie war dazu geboren, in solchen Räumen ihr Leben zu verbringen, wenn nur endlich die Zeit ihrer Erhöhung da wäre! Sie ging weiter durch die Säle, und hatte Grand’mère bald ganz verloren; wenn sie Einigen aus der Dienerschaft begegnete, wich sie ihnen scheu aus, denn die Träume in dem glänzenden Schlosse waren doch gar zu süß, sie mochte nicht gestört werden, und hätte am liebsten immer so fortgeträumt. Zweimal war ihr das Portrait Lord Estmere’s zu Gesicht gekommen, und sie betrachtete es mit gefalteten Händen und un=

verkennbarer Bewunderung; seine Züge hatten etwas Anziehendes für sie, aber den größten Zauber übten die Macht und der Glanz, womit er umgeben war, auf sie aus.

Niemand redete sie an, sie ging, wohin sie wollte, und dachte gar nicht daran, daß Grand'mère sich vielleicht ihretwegen ängstigen könnte. Eine Fluth von schmerzlich-freudigen Gedanken wogte in ihrem kleinen Herzen; sie wäre ja selbst so gern für immer hier geblieben.

So kam sie endlich in die Gemälde-Gallerie des Schlosses. Bis jetzt hatte sie nur einige von Tricotrins Skizzen gesehen, und die Altarbilder in der Klosterkirche; hier staunte sie, beim Anblick dieser herrlichen Gestalten und Gruppen, Werke der berühmtesten Meister.

Ein alter, gebeugter Mann, der die Aufsicht über die Bilder hatte, sah sie kommen und beobachtete sie eine Zeitlang schweigend. Es kam selten Jemand zu ihm herein, und die Gegenwart des hübschen, lebhaften, rosigen Mädchens war ihm sehr willkommen.

Er näherte sich ihr endlich und redete sie an. Viva erwachte, wie aus einem Traume, war aber gleich mit der Antwort bereit, erzählte ihm, wie sie hierher gekommen sei und was

er sonst noch zu wissen wünschte; während sie ihrerseits ihn auch wieder mit Fragen überschüttete; diese beantwortete er äußerst behutsam. Er war ein alter Diener des Hauses, der nichts aus dem Leben seines Herrn ausplauderte. Aber von den Bildern erzählte er ihr gern, — wie sie hierher gekommen und was sie vorstellten. —

Viva, die trotz ihrer guten Anlagen höchst unwissend war, theils des mangelhaften Unterrichts wegen, theils aber auch wegen ihrer übergroßen Trägheit, hörte gespannt zu. Der alte Mann freute sich über seine aufmerksame Zuhörerin und gab sich große Mühe, ihre Wißbegier zu stillen. Am liebsten hörte sie die Geschichten, die sich an die portraitirten Männer oder Frauen knüpften. Das menschliche Leben interessirte sie am meisten. — Vor einem Bilde blieb sie mit allen Zeichen der Bewunderung im Gesichte stehen. Es war das Portrait eines kleinen Knaben, der, im Schilf eines Gewässers stehend, einen verwundeten Vogel in der Hand hielt. Das eigenthümlich Anziehende dieses Bildes lag in den Gesichtszügen des Knaben. Stolz, Furchtlosigkeit und Herrscherwürde ruhten auf der edlen, schönen Stirn, aber sein Auge sah mit unendlich zärtlichem Mitleiden auf den armen Vogel in seiner Hand. — Viva selbst kannte

das Mitleiden kaum, sie war zu leichtsinnig dazu, das Bild jedoch berührte ihr Herz tief; warum? sie wußte es nicht. Es war in Lebensgröße und man fühlte unwillkürlich, der Maler hatte hier vollständig seinen Zweck erreicht und gut getroffen, auch wenn man das Original nicht kannte.

„Wer ist der Knabe?“ fragte sie endlich kaum hörbar.

Der alte Mann seufzte.

„Er starb vor vielen Jahren.“

„Starb? o, er sieht so blühend aus!“

„Die herrlichsten Blumen welken am frühsten. Du weißt ja, wie lange der einfache Goldlack blüht; die große purpurne Convolvulus dagegen stirbt am Abend, wenn sie am Morgen sich aus der Knospe entfaltet hat.“

Viva war an derartige phantastische Reden gewöhnt und ihr Interesse steigerte sich noch mehr.

„Erzählt mir von ihm alles, was Ihr wißt! wollt Ihr?“ schmeichelte sie; „habt Ihr ihn gekannt?“

„Ja, vor vielen, vielen Jahren in einem fremden Lande, nicht hier. Geh ein wenig auf die Seite, — so, die Sonne fällt noch auf sein Gesicht, ich will Dir die Geschichte erzählen, wenn Du sie gern hören willst, es klebt keine Schande daran.“

Er hielt inne, dachte er doch an eine Geschichte im Leben seines Herrn, welche die ganze Dienerschaft des großen Hauses mit Scham und Schmerz empfunden hatte, eine schändliche That, welche die Treuen so gern von seinem Haupte und Herzen ferngehalten hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre.

„Erzählt, bitte, bitte!“ rief Viva, glücklich über ihren neuen Gefährten und in Erwartung der Geschichte, uneingedenk der alten Frau, die sie mit sorgenvollem Herzen jetzt überall suchte. „Erzählt,“ wiederholte sie ungeduldig, und schaute unverwandt in die schwärmerischen Augen des Knaben.

Und der Alte begann:

„Es ist lange her, seit jener Knabe lebte; ich war damals noch jung. Mein Herr, nicht dieser Lord, sein Vater, war ein wilder, gesetzloser Mann, stolz und leidenschaftlich über die Maßen. Man nannte ihn nur den ‚wilden Grafen‘, die Welt traute ihm wenig Klugheit zu; aber als er einstmals auf seinen Reisen ein armes Fischermädchen vom Biskayischen Meerbusen als sein Weib heimführte, da zweifelte man allgemein an seinem Verstande. Ich habe sagen hören, die Fischer dort drüben seien entsetzlich stolz und daß das Mädchen ihm nur als sein Weib fol=

gen wollte. — Doch — ich vergaß — was kannst Du von solchen Sachen wissen!

„Nun, er führte sie heim und Niemand durfte etwas dagegen sagen, sie war ein herrliches Geschöpf, majestätisch schön, von anmuthigem Wuchs und leicht, graziös in allen Bewegungen wie ein freies Reh des Waldes. Aber ganz natürlich war der große Unterschied zwischen ihr und den Damen seines Ranges. Sie war frei und ungebunden, und konnte sich nicht an den Zwang des Hoflebens gewöhnen, die Etikette beängstigte und erdrückte sie.

„In ihren eigenen Kleidern sah sie einer Königin ähnlich, ihre Staatsroben aber, und Gold und Geschmeide trug sie wie Fesseln, von denen sie sich gern befreien möchte; man hätte bei ihrem Anblick weinen mögen!

„Im ersten Jahre gebar sie einen Sohn, und verlebte dann, wie ich glaube, ihre glücklichsten Stunden. Denn ihr Gemahl, seine That längst bereuend, haßte sie. Er war jähzornig und grausam und warf ihr mit bittern Worten ihre niedrige Abkunft vor. Sein Haß erstreckte sich selbst auf ihren Sohn, er wollte das Kind nicht einmal sehen, — und doch — wie er heranwuchs, gab es keinen edlern Knaben weit und breit. Mit

inniger Zärtlichkeit hing er an seiner Mutter und fühlte, trotz seiner Jugend, die Grausamkeit tief, mit der sie behandelt wurde. Dann starb sie plötzlich. Sie war den beständigen Qualen erlegen und hatte den Verlust ihrer Freiheit nie verschmerzen können.

„Mein Herr ging bald darauf in ferne Länder und heirathete wieder, diesmal die Tochter eines russischen Fürsten, und als auch sie ihm einen Sohn gebar, steigerte sich die Bitterkeit gegen den rechtmäßigen Erben, der von den Fischern stammte, nur noch mehr. Der Knabe durfte ihm nicht vor die Augen kommen, geschah es aber je einmal, so warf er ihm beißende Worte und böse Blicke zu.

„Aber die beiden Kinder wuchsen zusammen auf, und obschon einige Jahre zwischen ihnen waren, so hielten sie doch mit herzlich brüderlicher Liebe fest aneinander. Der Unterschied im Alter brachte sie nur näher zusammen. Mein Herr und seine Gemahlin sahen die Kinder selten, sie lebten in der großen Welt und ließen ihre Kinder unter Aufsicht guter Lehrer in dem schönen, alten, waldumkränzten Schlosse Beaumanoir.

„Nur wenn, wie es selten geschah, das Schloß mit Gästen überfüllt war, dann mußte immer der Jüngere erscheinen, wurde

geliebkost und bewundert, der Aelteste aber verbannt. Aber das konnte ihre Anhänglichkeit nicht erschüttern, kein Haß, kein Neid war in dem Einen, und das Herz des Andern floß über von Liebe und Verehrung für seinen Bruder.

„Lord Chanrellon — das war der Titel des Erben — hatte viel von seiner Mutter in sich; er war zu stolz, sich zu beklagen, und gab seinem Vater die Verachtung, die er ihn fühlen ließ, in vollem Maße zurück. Eines Tages, gerade als er fünfzehn Jahre zählte, kamen die Beiden hart aneinander. Der Streit war eines Jagdhundes wegen entstanden, den der Graf hatte erschießen lassen, nur weil er ein Liebling des Sohnes war. Leidenschaftlich wilde Worte wurden gewechselt; Lord Chanrellon war außer sich vor Zorn und Schmerz, und sagte bittre Worte im Namen seiner Mutter; mein Herr fluchte ihm und that einen gräßlichen Schwur, er wolle ihn lieber ermorden, als ihm das Erbe überlassen. Es war eine furchtbare Scene — aber die ganze Dienerschaft hielt es mit dem Knaben, liebte, ehrte und bemitleidete ihn noch mehr, man wußte ja, daß er tödtlich verwundet und beleidigt wurde — wir sahen, daß er litt. — —

„Nun, am Abend dieses Tages wurden einige kostbare Juwelen vermißt, man hatte sie zum Goldschmied schicken wollen und sie

in einem unverschlossenen Kästchen gelassen. Große Nachsuchungen wurden gehalten, aber vergebens; da klagte der Graf, von Haß und Wein geblendet, seinen Erstgeborenen des Diebstahls an. Ah! hättest Du da den Knaben sehen können! Wie er seinem Vater gegenüberstand, sprachlos vor Erstaunen, aber eine tiefe Verachtung im Blicke und auf seiner Stirn leuchtend das Siegel der Unschuld und Hoheit! Nie im Leben sah ich ihn so groß, so schön! Er würdigte seinen Vater keiner Antwort, maß ihn nur einige Secunden lang mit festem Blicke, richtete seinen Kopf stolz empor und verließ langsamen Schrittes das Zimmer.

„Das war ungefähr um Mitternacht, — als die Sonne aufging, vermißten wir ihn. Man durchsuchte den Park, den Wald, das Dorf; man brachte seinen eigenen Bluthund auf die Spur — Alles umsonst. Der jüngere Bruder sagte, er sei in der Nacht wach geworden und Chanrellon habe sich zu ihm hingebeugt, ihn geküßt und geflüstert: Sei ruhig, mein Herzlieb, Du sollst es Alles haben, — nur sei edel, tapfer und wahr! aber er sei noch halb im Schlaf gewesen und habe gedacht, Alles sei ein Traum.

„Es war aber furchtbarer Ernst, denn am Abend fanden wir seine Mütze inmitten der Wasserlilien bei der Brücke. Und

ein Wilddieb kam geschlichen und gestand, er habe ungefähr gegen Sonnenaufgang einen dumpfen Fall gehört, als ob ein schwerer Körper in's Wasser gefallen sei; er habe sich aber erschreckt davon geschlichen und nicht gewagt, die Sache zu untersuchen. So wußten wir denn, daß er todt war — und der Kleine trauerte um ihn, wie um seine Mutter."

Der alte Mann schwieg, seine Stimme versagte ihm, es war ihm, als sei die traurige Begebenheit erst gestern geschehen; er blickte sinnend auf das schöne, zärtliche Gesicht des Knaben.

Viva hatte mit wachsendem Interesse zugehört.

„Warum glaubt Ihr aber, daß er gestorben?" fragte sie schüchtern.

„Warum? Warum? Kind, sagt Dir Dein Herz das nicht?"

„Aber solch ein reiches Erbe hinzuwerfen?" murmelte sie.

„Nun, es giebt Leute, die eine unbefleckte Ehre als das größte Erbe ansehen. Lord Chanrellon gehörte zu ihnen. Er hatte den edlen unbezwingbaren Geist seiner Mutter, und wurde durch die vielen Verspottungen, durch die ungerechte Anklage in Wuth gebracht und zur Verzweiflung getrieben."

Viva stand in Gedanken vertieft; die Geschichte hatte sie

gerührt, nur konnte sie das Motiv des jungen Erben nicht verstehen, das ihn zu einer solchen That geführt.

„Und Ihr habt nie etwas von ihm gehört?“ flüsterte sie, starr das Bild ansehend, von dem die Sonnenstrahlen verschwunden waren.

„Was sollten wir noch weiter hören? Wir suchten nach der Leiche, aber vergebens. Der Fluß wurde durch viele unterirdische Canäle gespeist und floß aus in das große Meer. — Der Knabe hatte sich tief beleidigt gefühlt, und da er heißblütig und leidenschaftlich war, so war er seinen augenblicklichen Eingebungen gefolgt und hatte sich das Leben genommen. Nun — der alte Graf fühlte Reue — ich weiß es — eine Zeitlang litt er schmerzlich — indeß — der Knabe, den er liebte, war ja jetzt sein Erbe, und der Gedanke daran tröstete ihn bald. Der Knabe selbst aber — der jetzige Lord, trauerte viel, viel länger. Er war wie Einer, dem man sein Liebstes auf Erden geraubt hat. Mit fast übernatürlicher Liebe hatte er an seinem Bruder gehangen, und der Trauerfall schnitt tief in seine Seele. Er war damals noch sehr jung, aber vergnügt wie vordem wurde er nicht wieder.“

„Denkt er jetzt noch wohl daran?“

„Ah! Wer kann das sagen? Mein Herr ist mächtig, und lebt in der großen Welt. Es ist möglich, daß er die Geschichte vergessen hat — ich weiß es nicht. Seit dreißig oder mehreren Jahren hat Niemand ihn von seinem Halbbruder sprechen hören. Hochgestellte Männer gleich ihm haben ein schlechtes Gedächtniß. Indessen — ich bilde mir ein — er erinnert sich seiner noch. Denn als er diesen Sitz ankaufte und zu seiner Residenz erwählte, da befahl er, daß gerade dieses Bild sollte hierher geschafft werden. Nicht wahr? das sieht aus, als ob er noch nicht vergessen hätte? — Uebrigens, das sind auch nun schon viele Jahre her, und Erinnerungen welken bald unter dem Fürstenmantel."

„Ich habe ihn einmal gesehen," flüsterte Viva scheu, „er sieht aus wie ein König!"

„Ja, er ist groß und mächtig," sagte der Diener kurz. Er fühlte sich mehr zu dem Jüngling hingezogen, dessen edles Leben so bald erloschen war — sie dagegen fühlte die Gluth in ihre Wangen noch steigen, wenn sie an die Macht und den Reichthum des lebenden Grafen dachte.

„Viel Herz hast Du nicht, Du leichtfertiges, hübsches Ding!" sagte er, sich wegwendend. Viva lächelte in sich hinein; hatte

doch die kleine Gräfin Adele im Kloster gesagt, es sei kleinstädtisch, Gefühle zu zeigen; und sie nahm diese Rede als ein Compliment für ihre eigene Bildung auf.

Noch einen Blick warf sie auf das Portrait, dann wandte sie sich farbenreicheren und lustigeren Scenen zu.

Der alte Mann sah, er hatte sich in dem Mädchen getäuscht; stillschweigend kehrte er zu seinem Plätzchen zurück und blätterte in dem Katalog. Das war schon seit langer Zeit seine Lieblingsbeschäftigung. Er sah nicht mehr nach Viva hin, doch als sie bei ihm vorüberschwebte und ihm freundlich ein Lebewohl zurief, erhob er langsam den Kopf.

„Du wirst Dir wohl nicht wehe thun Anderer wegen, Du flatterhafte, glänzende Libelle; doch werden gewiß manche Herzen Deinetwegen brechen!“

Viva hörte ihn nicht und hüpfte fort; sie hatte bald die Bildergallerie hinter sich und ging weiteren Abenteuern im Schlosse nach; ihr aufgelöstes goldenes Haar flatterte wie ein Kometenschweif hinter ihr.

„O, wie dumm muß er gewesen sein, Alles dies aufzugeben!“ dachte sie, denn es schien ihr durchaus verstandslos, der Ehre

und dem Gedächtniß einer todten Mutter zu Liebe solcher Macht gleichgültig zu entsagen!

Sie war immer gehätschelt, gepflegt und geliebkost worden; niemals hatte das Schicksal ihrer Geburt sie verwundet; sie bildete sich ja so fest ein, sie sei nicht sterblich, oder wenigstens königlicher Abkunft, Schande oder Scham waren ihr völlig fremde Begriffe, wie sollte sie denn auch den gefühlvollen Stolz des Knaben verstehen, der keine Ehren wollte, die ihm nur gezwungen gegeben wurden, der nicht mehr in einem Kreise leben wollte, aus dem seine Mutter schmählich verbannt und verstoßen! — —

Sie wanderte immer weiter, durch Säle und Treibhäuser, und endlich vom Blumenduft und all den glänzenden Farben fast betäubt, sank sie ermattet auf eine Marmorbank, die in einem blühenden Haine stand.

„Ah!" rief sie entzückt den Vögeln und Blumen zu, „dies ist die Welt, der ich zugehöre; dies ist das Königreich meiner Geburt!"

Sie lauschte noch eine Weile dem Plätschern der nahen Fontaine, und dann, den Lieblings-Gedanken ihrer hohen Geburt im Herzen, schlief sie bald ein.

Ihre rosige Wange auf den schneeigen Marmor gelehnt,

von duftenden Blüthen und Schlingpflanzen umgeben, war sie die lieblichste Erscheinung, die holdeste Blume im ganzen Garten, und ein Jüngling, der durch die Orangerie kam, blieb verwundert vor ihr stehen.

Es war ein hübscher, junger Mensch mit klarer, bräunlicher Hautfarbe und dunkeln Augen, die er jetzt leuchtend auf Viva gerichtet hatte.

Siehe da, ein Bauernmädchen mit dem Gesicht einer Prinzessin! Wer mag sie sein? Woher kommt sie wohl? dachte er, neigte sich über sie hin und betrachtete sie lange und aufmerksam, wie sie, in unbewußter Grazie hingegossen, ruhig schlief. Sein Herz klopfte fast hörbar beim Anblick ihrer unwiderstehlichen Reize; er wußte nicht, ob er sie wecken sollte, oder nicht. Aber auch ohne ihre Hülfe konnte er erfahren, wer sie sei, und sie hätte vielleicht bei seinem plötzlichen Erscheinen Lärm erhoben.

Er errieth leicht, daß sie aus einem der umliegenden Dörfchen gekommen, durch die Anlagen gewandert und, von der Hitze des Tages überwältigt, hier eingeschlafen sei. Er beugte sich nieder, einen Kuß auf die rosigen Lippen zu drücken, aber gerührt von dem unschuldig kindlichen Ausdruck ihres Gesichtchens, enthielt er sich seiner Leidenschaft, und wagte nicht, sie auf diese

Weise in die Wirklichkeit zurückzurufen. Stumm schaute er sie an und spielte mit ihren lang herabfallenden, seidenweichen Locken.

Dann schlich er leise fort, pflückte einige der schönsten Trauben und Orangen, und legte sie behutsam in ihren Schooß, zog einen kostbaren Ring vom Finger, befestigte ihn an einem blühenden Jasminzweige und gab ihn ihr in die Hand. Darauf verließ er, selbstgefällig lächelnd, die Gewächshäuser.

„Das hübsche Närrchen wird meinen, das sei aus der Luft gefallen! Aber besser, als auf diese Weise, könnte ich ihr Interesse nicht wach rufen. Ein Geheimniß benebelt die Sinne eines Mädchens geschwind. — Wer mag sie nur sein? nun, ich werde es ja bald erfahren."

Viva schlief, unbewußt der Dinge, die sich zugetragen hatten, weiter; bis sie, als der Tag schon weit vorgeschritten war, durch den lauten Ton eines Vogels erweckt, entsetzt auffuhr. Ihre kaum geöffneten Augen fielen sogleich auf die Gaben in ihrem Schooß; freudig überrascht und erschreckt zugleich, schrie sie laut auf. Wie konnten sie hierhergekommen sein? Gewiß durch übernatürliche Macht.

Sie fühlte plötzlich eine gewisse Furcht und Bangigkeit; die Vögel erschienen ihr, wie fliegende Feengeister, und die Blumen

blickten sie auf einmal so fremd, so unheimlich an. Der Duft, die Schwüle des Tages benahmen ihr den Athem, und das Plätschern der Fontainen klang ihr wie Elfenmusik. Athemlos, mit klopfendem Herzen, kaum ihrer Sinne mächtig, raffte sie die Schätze in ihr Schürzchen zusammen, und floh unaufhaltsam und ohne sich umzusehen aus den Anlagen, ängstlich Sarazin und Grand'mère rufend; und doch freute sie sich auch wieder, daß vor allen andern Menschenkindern sie von den Elfen bedacht worden war.

Sie wußte ungefähr, welchen Weg sie gekommen, und eilte pfeilschnell dem Hause zu, in welchem Sarazins Nichte wohnte. Ihr wunderbares Erlebniß brannte ihr auf dem Herzen, sie hätte sich am liebsten auf dem Markte hingestellt und erzählt, und alle Welt als Zuhörer gehabt.

Grand'mère saß derweil in großer Sorge und Betrübniß; sie hatte Viva vergebens gesucht, und nur mit Mühe hatte Sarazins Nichte sie dazu vermocht, sich erst in ihrem Hause auszuruhen und dann die Nachforschungen weiter fortzusetzen. Die alte Frau rang weinend und klagend die Hände, und rief die heilige Jungfrau und Tricotrin an, ihr zu vergeben, denn sie hatte das Kind verloren.

Noch andere Frauen waren aus der Nachbarschaft gekommen und umstanden mitleidig die alte Frau, die sich jedoch nicht wollte trösten lassen.

Auf einmal flog die Thür auf, und Viva, mit hochgeröthe-ten Wangen und den blühenden Jasminzweig in aufgehobener Hand, stand vor der erschreckten Versammlung.

Unbekümmert der Sorgen, die sie der alten Frau gemacht, und der Thränen, welche ihre welken Wangen herabliefen, rief sie:

„Grand'mère, Grand'mère! Seht doch, seht! Ihr wußtet auch wohl, daß ich nicht war, wie andere Leute! Seht, was die Elfen mir geschenkt haben!"

Die alte Frau, statt aller Antwort, stürzte auf ihr wieder-gefundenes Kind zu, umarmte und liebkoste Viva und schalt zu-gleich, daß Viva sie so heimlich verlassen hatte; Viva entwand sich ungeduldig ihren Armen.

„Ich hatte ein Recht zu gehen, wohin ich wollte!" rief sie stolz, „und seht hier, ist dies nicht ein herrliches Geschenk? Bin ich nicht reichlich belohnt worden? O, wenn Ihr wüßtet, was ich gesehen habe, — so wunderschöne Sachen! — Auch schlief ich in einem blumengeschmückten Tempel ein, und während ich schlief, wurde Alles darin verändert; jede Blüthe, jedes Blatt

wurde eine Elfe, und die Vögel alle konnten sprechen, und als ich aufwachte, lag dieses in meinem Schooß und der blitzende Zauberring hing am Jasminzweige!"

Ihre Zuhörerinnen standen starr vor Erstaunen! Viva, die unbewußt in ihrer Einbildung alles vergrößert hatte, glaubte steif und fest an die Wahrheit ihrer Erzählung und stand mit hocherhobenem Kopfe inmitten der staunenden Frauen, welche sie mit einer Art gnädiger Herablassung anblickte.

„Aber, natürlicherweise, solche Wunder sind nicht für Eure Augen", fuhr sie hochmüthig fort, „man muß zu der Wunderwelt gehören, dann bekommt man auch Augen dafür. Eure Kühe fressen die Gänseblümchen und Gräser ab, und Ihr denkt nichts weiter dabei, trotzdem wohnen die Elfen darunter und zeigen sich denen, die Augen haben, sie zu sehen. Ja, es war ganz so, wie ich sagte; der Garten war verklärt im überirdischen Lichte, eine schöne Musik ertönte, so sanft, so berauschend! und hier sind die Früchte, die Ihr sehen könnt, ja selbst essen, wenn Ihr noch zweifelt, und Ihr könnt den Jasminzweig in Eure Hand nehmen und den Ring betrachten, der gewiß recht kostbar ist!"

„Es ist sehr sonderbar!" stöhnte Grand'mère ängstlich,

während die Frauen den Ring und die Früchte neugierig ansahen, aber sich wohl hüteten, dieselben zu berühren.

„Ihr fürchtet Euch wohl?" rief Viva und ihr Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. „Denkt Ihr denn, die Elfen würden mir geben, was mir Schaden brächte?" und sie führte eine Pfirsich zum Munde. Grand'mère hielt mit einem Schreckensausruf ihren Arm zurück.

„Kind, Kind! wenn die Frucht verzaubert wäre!"

„O! Unsinn! lachte Viva, ihre Perlenzähne tief in die saftige Frucht setzend. —

Die Frauen betrachteten sie ängstlich; alle glaubten, daß irgend eine zauberhafte Veränderung mit dem Mädchen vorgehen würde; doch sie warteten vergebens. Viva selbst athmete erleichtert auf, als sie die Frucht, ohne daß etwas Absonderliches passirte, verzehrt hatte, denn auch sie konnte sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, obschon sie viel zu stolz war, dieses einzugestehen.

Ermuthigt durch Viva's zuversichtliches Auftreten kamen sie jetzt näher und streckten furchtsam ihre Hände nach dem Ringe aus, dessen kostbare Steine sie nicht genug rühmen konnten, nur Grand'mère blieb kalt und ernst. „Ja", war alles, was sie

traurig hervorbrachte, „ja, es ist ein reiches Kleinod, aber wie kannst Du wissen, Kind, daß es Dir nicht zum Verderben gereicht, denn durch Ungehorsam bist Du dazu gekommen!"

Viva wurde jetzt zornig, riß den Jasminzweig der Grand'-mère aus den zitternden Händen, drehte der Gesellschaft den Rücken zu, und setzte sich mit ihren Schätzen in einen Winkel des großen Zimmers und schmollte.

„Ihr seid unwissendes Bauernvolk, alle zusammen!" murmelte sie verbissen zwischen den Zähnen. Sie sah nicht, daß die Augen der Grand'mère sich mit Thränen füllten und alle Andern sich unwillig von ihr wandten; sie war zu vertieft im Anschauen des Ringes.

Die Frauen wurden jetzt böse, nannten sie ein ungezogenes Mädchen und flüsterten sich zu, daß die ganze Geschichte auch wohl erlogen sein könne; aber Viva, als sie das hörte, drehte sich um, warf einen Blick tiefster Verachtung auf die Anklägerinnen, steckte dann den Ring an ihren Finger und den blühenden Jasminzweig in ihr schönes Haar, und verzehrte ruhig ihre Trauben. Sie ließ sich auch nicht bewegen, an dem ländlichen Mahle Theil zu nehmen, welches Sarazins Nichte freundlich zubereitet hatte. Sie war wohl hungrig, doch schüttelte sie hef=

tig mit dem Kopfe, als man sie aufforderte, sich an den Tisch zu setzen, ihr Stolz war zu sehr gekränkt worden, sie begnügte sich daher mit ihren Weintrauben.

Als die Zeit ihrer Abfahrt kam, erhob sie sich, und ohne ein Wort des Dankes zu sagen, verließ sie das gastliche Haus, und schritt majestätisch dem Boote zu; Grand'mère, in tiefster Seele gekränkt, folgte ihr.

„Wenn Juwelen solche Macht über das Herz eines Kindes haben können, so sind sie wahrlich ein Fluch der Welt", sagte sie warnend.

Viva hörte es, wollte sich jedoch zu keiner Antwort herablassen.

„Sie ist ein eitles, hochmüthiges Ding und wird die Virelois in's Unglück stürzen!" bemerkte eine der zurückbleibenden Milchmädchen, die mit untergeschlagenen Armen an der Thür stand und ihnen nachblickte.

„Glaubst Du die Geschichte?" fragte eine andere; „Viva erzählte sie, als ob sie sich wirklich so zugetragen."

„Vielleicht ist sie wahr, solche Sachen sind schon mehr vorgekommen," sagte eine dritte.

„Aber wir, die wir unser ganzes Leben lang in Villiers zu=

gebracht, haben nie Aehnliches erfahren!" warf die Ungläubige an der Thür dazwischen. „Wenn der junge Lord hier wäre, so wollte ich sagen, er sei im Spiele!"

Alle lachten. Ja daran hatten sie nicht gedacht, so wäre das Räthsel leicht gelöst!

„Sie nannte uns Bauernvolk", fuhr die an der Thür bitter lachend fort. „Ich hatte wirklich Lust, ihr zu sagen, daß wir wenigstens keine Bastarde seien, daß wir doch unsere Eltern kennen, und daß sie sich nicht einmal einer ehrlichen Abkunft rühmen könne; aber ich that's nicht, aus Mitleiden mit Grand'-mère; die arme Frau!" — und die Sprecherin riß unwillig eine Blume ab und zerpflückte sie zwischen den Fingern; ihre Gutmüthigkeit that ihr augenscheinlich leid.

Zwei junge Hirten kamen jetzt über die Wiesen daher und trieben langsam eine Heerde Kühe vor sich hin; die Mädchen wünschten ihnen einen guten Abend.

„Was giebt's Neues"? fragte eine scherzend; denn zu ihnen drang selten eine Neuigkeit, besonders, wenn der Lord abwesend war.

„Nichts, gar nichts," war die Antwort, „doch ja, der junge Lord ist ja gestern ganz unerwartet angekommen, er

ist hier zur Strafe, murmelt man, einiger dummer Streiche wegen — —“

Das Mädchen in der Thür schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stieß ein Triumphgeschrei aus.

„Ich habe es ja gesagt! Hört Ihr wohl, Pauline, Claudine, Lisette? Er ist wirklich hier! Haha! Das ist also die ganze Elfengeschichte. Die abscheuliche Lügnerin! Und der Ring! der Ring! Ja, das ist wirklich kein Trauring, ich wette — haha!“

Und sie lachte, bis die Wände widerhallten, denn die Eifersucht ist grausam, — grausam, wie das Grab. —

Das Boot fuhr langsam den Fluß hinunter, Sarazin war müde, Grand’mère gedankenvoll; und stolze, hochmüthige Gedanken drängten sich in Viva’s Herzen; in ihren Händen hielt sie die Früchte, und die Mondenstrahlen glitzerten auf dem Juwel an ihrem Finger.

Niemand sprach ein Wort, man trennte sich mit einem kurzen Gutenachtgruß.

Der Hund bellte, die weiße Katze schnurrte, selbst der Hahn „Roi doré“ erwachte und krähte ein Willkommen, als Viva in die Hütte trat, aber sie achtete nicht darauf.

Grand'mère setzte ihr stillschweigend ein Honigbrod und Milch hin, aber auch das ließ sie unberührt, obgleich der Hunger sich bei ihr einstellte. In ihrem Gewissen regte es sich, wie Reue über ihr unartiges Betragen gegen Grand'mère. Im hellen Mondenschein stiegen beide darauf in das kleine Schlafkämmerlein, und das Mädchen zog sich langsam aus, während die Virelois das vergriffene Gebetbuch nahm und las — sie konnte die Worte auswendig, und vergaß diesmal die Seiten umzuwenden.

Plötzlich stürzte Viva auf sie zu und umarmte sie mit stürmischer Heftigkeit.

„Grand'mère,. ich bin unartig gewesen! ich bin recht betrübt deswegen!"

Die Lippen der alten Frau zuckten.

„Wenn man sein Unrecht eingesteht, ist's wieder gut," sagte sie sanft, dann legte sie ihre Hände auf die Schultern des vor ihr knieenden Mädchens und sah ihr scharf in's Gesicht. „Hast Du uns heute die Wahrheit gesagt, Viva?"

Viva schaute sie offen und freimüthig an.

„Die reine Wahrheit, Grand'mère."

„Sonderbar," murmelte Grand'mère, hielt aber plötzlich inne, neigte sich zu dem Mädchen und drückte einen Kuß auf ihre gerötheten Wangen. „Mögen alle Heiligen Dich in ihren Schutz nehmen! — Geh — sprich Deinen Abendsegen."

Zehntes Capitel.

Zwei Tage später lag Viva früh am Morgen wach in ihrem Bette. Die Schwalben, die schon früh aufgestanden waren, zwitscherten lustig unter ihrem Fenster, und der Hahn Roi doré krähte ihr einen guten Morgen hinauf. Sie konnte nicht schlafen, ihr Herz war in stürmischer Aufregung; zum ersten Male war das Märchen, nach dem sie sich so gesehnt hatte, ihrem Leben nahe getreten; zum ersten Male hatten, wie sie sich einbildete, ihre Elfen-Eltern ihrer gedacht und ihr einen Freund aus dem Feenlande gesandt.

Die erste Seite des wunderbaren Zauberbuches, „Zukunft", lag offen vor ihren Augen, und sie hatte angefangen, den berückenden Inhalt desselben zu lesen. Aber ein furchtbarer Verlust hatte sie getroffen, — ihre fröhliche Kindheit war dahin auf immer; ihren verblendeten Augen erschien dies jedoch ein großer Gewinn.

Sie hatte die Nacht nicht schlafen können und nur an die schönen, vergangenen Tage gedacht, an welchen ihr der Elfen-Prinz zuerst erschienen war. — Das war so gekommen:

Der vergangene Tag war sehr heiß gewesen, — tropische Hitze überall, selbst in den schattigen Laubengängen und Gärten des stillen Klosters, und Viva, die nicht gelernt hatte, wurde von den Schwestern mit ihrer lateinischen Aufgabe zur Strafe in den einsamen Garten geschickt, damit sie dort ungestört ihren Pflichten genügen möge. Mit der ihr eigenen leichten Auffassungsweise hatte sie die Regeln schnell ihrem Gedächtnisse eingeprägt, ohne sich weiter um den Sinn derselben zu kümmern, und hatte sich dann im blühenden Grase hingestreckt, einer angenehmen Ruhe hingegeben.

Sie fühlte sich durchaus behaglich, und die Stunden flogen vorüber, ohne daß sie Langeweile empfand, bis plötzlich die Zweige und Blätter über ihrem Köpfchen sich bewegten, und — der schöne Prinz — ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, im schwarzen Sammet-Kleide, — ihr zu Füßen sank. Er war über die Klostermauer geklettert und hatte sie schon eine Weile beobachtet. Durch seine leichten, angenehmen Manieren, durch den Ton seiner Stimme nur noch mehr in ihrem Glauben

bestärkt, lieh Viva ihm nur ein zu williges Ohr; und das arme Kind, das bisher nur die Stimme der aufrichtigsten Liebe gehört, lauschte jetzt den gefährlichen Worten des Verführers.

Das unschuldige, aber im hohen Grade eitle Mädchen war wohl zuerst erschreckt, erstaunt und verwundert, doch begriff sie sehr bald, daß nur ihre eigenen Reize, ihre unüberstrahlte Schönheit den Fremden zu diesem sonderbar=abenteuerlichen Besuch veranlaßt hätten; und der junge Mann fand mit seiner dringenden Beredtsamkeit sehr bald den Weg zu ihrem Ohre. Sie verstand wenig von seiner Rede, nur das Eine war ihr klar, nämlich, daß er sie als das schönste Mädchen auf Erden pries, und das war ihrer Eitelkeit süße Nahrung.

Mit einer lieblichen Röthe übergossen, halb befangen, halb neugierig hatte sie sich von ihrem Mooslager aufgerichtet und schaute den Eindringling mit großen Augen an; athemlos vor Entzücken hatte sie seinen übertriebenen Schmeicheleien zugehört, dann aber parirte sie seine Worte geschickt, theils ihn zu quälen, theils sich zu schützen, daß der junge Mann, der ein einfältiges Mädchen zu finden erwartet hatte, sich von seiner Verwunderung nicht erholen konnte.

Viva, die von Natur nichts weniger als zurückhaltend war

und außerdem auf ihre hohe Abkunft nicht wenig stolz, war nur zu sehr mit diesem Intermezzo zufrieden, besonders da es so ganz und gar gegen die strenge Vorschrift ihrer erklärten Feindinnen, der Nonnen, lief.

Sie war sich des Unrechtes wohl bewußt, sie hätte ja augenblicklich vor ihm fliehen müssen, aber den Schwestern zum Trotz wollte sie bleiben.

Es war ja auch so hübsch, daß sie eine Elfen-Prinzessin, in diesem alten, schattigen, süßduftenden Garten, solch einen Besucher haben sollte.

Von der Liebe, die im Herzen junger Leute eine so große Rolle spielt, wußte sie nichts, nur von Huldigungen hatte sie gehört, die in jedem Märchen der Prinz seiner Geliebten darbrachte, und als solche sah sie die Zudringlichkeit des Jünglings an.

In unglaublich kurzer Zeit hatte er ihr von der schönen großen Welt vorgeschwatzt; auch sie hatte ihm bereitwilligst alles erzählt, was sie von ihrer Geschichte wußte, er würde sie auch aufgefordert haben, mit ihm zu gehen, wenn nicht Schwester Seraphine des Mädchens Namen gerufen und nach der Aufgabe verlangt hätte.

Der junge Fremdling flüsterte ihr eilig ein zärtliches Lebe-

wohl zu, und da es ihm nicht darum zu thun war, von den Schwestern gesehen zu werden, kletterte er behend die Mauer hinauf und verließ sie, nachdem er wiederzukommen versprochen hatte. Ihr Herz klopfte in wilder, fieberhafter Aufregung, und die Schwester hatte wohl Ursache, sie zu schelten, die lateinische Aufgabe war nicht gelernt.

Die Nacht hatte sie fast kein Auge zugethan und erwartete in freudiger Erregung den Morgen; er hatte sie um ein Rendez-vous an der alten Birke gebeten, wo er ihr noch viele schöne Sachen erzählen wollte, und sie hatte ihm versprochen zu kommen.

Natürlich hatte sie Grand'mère davon gesagt; indessen Grand'mère schien nicht sehr erfreut darüber, sie sah den Fremden mit andern Augen an und hatte auch die hämische Bemerkung gemacht, daß, wenn er ein Elfenprinz wäre, er doch wohl nicht nöthig hätte, eine Mauer zu ersteigen; endlich hatte Grand'mère auch behauptet, daß der Ring und die Früchte, die sie in Villiers erhalten, von ihm kommen müßten, und daß Tricotrin ihr gewiß nicht erlauben würde, nach der Birke zu gehen, wenn er um die Sache wüßte.

Darauf hatte Viva eigenwillig, aber offen und freimüthig erklärt, daß sie doch hingehen werde, und daß Niemand ein

Recht habe, sie zurückzuhalten; sie war heftig geworden, und hatte sich von ihrem leidenschaftlichen Temperament hinreißen lassen, und mit Bitterkeit gegen Grand'mère im Herzen hatte sie sich zur Ruhe begeben.

Als sie nun ihr kleines Fensterchen öffnete, sah sie, gerade unter dem Gesimse, wo ein Rothkehlchen im Frühling sein Nest gebaut hatte, welches aber schon von der jungen Brut verlassen worden war, etwas hell leuchten und schimmern von Gold und Silber und bunten Steinen. Es lag gerade in dem Nestchen; zitternd vor Freude nahm sie es heraus. Es war ein reiches Halsband von wunderbar-schöner Arbeit, mit Vergißmeinnicht aus Amethysten und Opalen — zehntausendmal schöner als der silberne Kranz der häßlichen Adele.

Von freudigen Gefühlen überwältigt, befestigte Viva lachend und weinend zugleich den kostbaren Schmuck um ihren prachtvollen Nacken und stand, entzückt von ihrem eigenen Bilde, lange vor dem kleinen Spiegel. Dann aber flog sie die Treppe hinunter und stürzte athemlos in die kleine Küche, in der die alte Frau mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt war.

„Grand'mère, Grand'mère, sieh hier! Er muß ein wirklicher Elfenprinz sein!"

Grand'mère sah hin, und schien zu Viva's großem Erstaunen bekümmert, indessen konnte sie doch nicht umhin, das Geschmeide zu bewundern.

„Reiche Leute sind die einzigen Elfenprinzen in der Welt —" murmelte sie. „Dein Hals ist schöner ohne den Schmuck, Kleine!"

„Grand'mère!" rief Viva, und eine unsägliche Verachtung malte sich auf ihrem Gesichte, „das kommt daher, weil ich wie ein Bauernkind gekleidet bin, wenn Ihr mich aber in Seide und Spitzen sähet, die mir eigentlich zukämen —"

„Zukämen?" die alte Frau setzte mit einem Seufzer das Frühstück auf den Tisch. „Zukämen? Viva, Du hast nicht einmal ein Recht, das zu verlangen, was Du besitzest."

Viva hörte nicht auf die Zurechtweisung. Sie stand vor einem großen, blank gescheuerten Kupferkessel, der ihr als Spiegel diente, und konnte sich an dem glitzernden Halsbande nicht satt genug sehen.

Grand'mère war ungewöhnlich still beim Frühstück, ebenso Viva, die sich über die Maßen gekränkt fühlte, daß ihr Schmuck nicht mehr bewundert wurde. Die Juwelen hatten schon einen Schatten auf ihre junge Seele geworfen, sie waren so reich, so

glänzend, daß all' die lieben familiären Sachen ihrer kleinen Hütte — selbst der Grand'mère herzlich-liebes Gesicht — häßlich und abstoßend dagegen aussahen.

„Du willst also wirklich zur Birke gehen?" fragte die Alte.

Viva hob stolz ihren Kopf empor.

„Gewiß! Ich habe es versprochen!"

Aber als Viva am Nachmittage sich beim Stelldichein einfand, sah sie Grand'mère mit ihrem Strickzeuge unter den schattigen Zweigen der Birke sitzen.

Viva hätte weinen mögen, und auch der Prinz schien beim Anblick der alten Frau sehr unangenehm überrascht, doch weniger freimüthig als das Mädchen, verbiß er seinen Aerger, und behandelte Grand'mère so zuvorkommend, sprach so freundlich und herablassend, und nahm so großes Interesse an Allem, was er von Tricotrin hörte, daß selbst Grand'mère ihre Vorurtheile gegen ihn schwinden sah.

Sie ist so schön! sie wäre in der That würdig eine Prinzessin zu sein, — dachte sie. — Der junge Mann scheint ehrlich — er hat ein offenes Gesicht — wer weiß . . . . .

Und sie baute Luftschlösser, grund- und haltlos, wie Viva nur welche bauen konnte.

Als er aber sich anschickte, sein Gefolge aufzusuchen, welches ihn in einiger Entfernung erwartete, murmelte er:

„Die alte Närrin wird mir mehr zu schaffen machen, als die junge; — aber das Kind ist außerordentlich schön — ich habe ihresgleichen nie gesehen. — Es verlohnt sich schon einer Mühe und einiger Anstrengung, um bei ihr zum Ziele zu kommen."

Der Jüngling mit dem zarten Gesicht und der lieblichen Stimme war im Herzen ein kalter, herzloser Wüstling, ein grausamer, gefühlloser Egoist.

„Nun, Grand'mère," lachte Viva triumphirend, „hab ich es nicht gesagt? Er ist doch ein Prinz!"

Die alte Frau saß nachdenklich.

„Er scheint bieder," erwiederte sie vorsichtig, „aber ich zweifle doch, ob Tricotrin es billigen wird, daß Du Geschenke von ihm nimmst — und — hast Du ihn denn ebenso lieb, wie den großen Lord von Villiers, von dem Du so viel erzähltest?"

„O nein, gewiß nicht!" betheuerte Viva, unbekümmert, ob ihr Geständniß ihren jetzigen Liebhaber verwunden würde oder nicht. „Jener sah aus wie Karl der Große, oder König

Artus — dieser aber ist doch weiter nichts als ein Prinz Fainéaut!"

Und sie lachte neckisch über ihre eigenen Worte. „Dieser" sollte sie anbeten, sie wollte gern seine Huldigungen entgegennehmen, doch war sie weit entfernt seine Neigung zu erwiedern.

„Es ist doch gefährlich!" dachte die alte Frau ängstlich. „Ah! wenn Tricotrin doch einmal zu Hause wäre, wie ein anderer Christenmensch, anstatt immer zu wandern, wandern, wandern, man weiß nicht wohin! dann könnte man es ihn wissen lassen. Der Herr Pfarrer würde wohl für mich schreiben. Aber dem Winde gleich geht er über die Erde dahin; seinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen ist unmöglich. — Nun! — Alle Heiligen mögen sie beschützen! aber ich weiß ja nicht einmal, ob sie getauft ist, ob die Heiligen Theil an ihr haben! — und doch, deswegen werden sie das unschuldige Mädchen nicht verlassen; es ist ja nicht ihre Schuld. Uebrigens ist Tricotrin ein Zauberer, wenn ihr wirklich Unglück droht, wird er schon erscheinen."

So tröstete sie sich mit dem Gedanken an Viva's Beschützer, erkundigte sich auch nicht nach dem Namen des jungen Mannes,

aus Furcht, er möchte einen hohen Titel tragen und Viva dadurch nur noch mehr verblendet werden.

Aber nach Kräften suchte sie das Mädchen vor der gefährlichen Nähe des Fremden zu bewahren, was ihr jedoch nicht gelang; denn den Hülfsquellen, die dem Reichthum und vor Allem der begehrenden Liebesgluth des Jünglings zu Gebote standen, war die gute Alte nicht gewachsen.

Da er sah, daß Viva durchaus kein Geheimniß aus den heimlichen Zusammenkünften machte, lud er sie nicht mehr dazu ein, aber wieder und immer wieder traf er mit ihr zusammen, im Walde, auf der Landstraße, bei dem alten Fährmanne, oder auch wieder im Klostergarten, wenn sie, wie das jetzt häufig geschah, zur Strafe ihrer Unaufmerksamkeit, in die Einsamkeit gebannt wurde.

Viva war häufig allein, und er fand nur zu oft Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Er füllte ihr Köpfchen mit mancher Hyperbel ihrer eigenen Schönheit, und seiner glühenden, leidenschaftlichen Liebe zu ihr; und was noch verführerischer war, er malte ihr die „große Welt“ mit den glänzendsten Farben, so daß sie mehr und mehr sich hinaussehnte aus ihrer stillen, ländlichen Umgebung. Mit

feuriger Beredtsamkeit schilderte er ihr das sonnige, blumenreiche Italien, mit den schönen großen Städten, in denen glänzende Feste, Maskenbälle und rauschende Vergnügungen fortwährend stattfänden. Er erzählte von den prächtigen Strömen und tief-stillen Seen, auf denen die Herren und Damen in blumengeschmückten, zierlichen Gondeln die milden Mondnächte verbrächten. Paris selbst, mit den herrlichen Marmorpalästen, Kirchen und Domen, führte er ihren wundernden Augen vor, und auf Viva's Unwissenheit sich stützend, versprach er ihr unverwelkliche Rosen, königliche Macht, und große Vergnügungen, wenn sie nur mit ihm kommen wolle. Aber dazu konnte sich Viva doch nicht entschließen; wohl wäre sie gern mit ihm gegangen, wohl hätte sie die herrlichen, versprochenen Sachen am liebsten gleich gehabt, aber — Tricotrin, Grand'mère, Roi doré, Bébée, — die alle konnte sie doch nicht verlassen!

Sie ließ sich nicht dazu bewegen, und sehr bald bemerkte er, daß Tricotrin — den er nie gesehen, und den er als einen unbedeutenden Vagabunden verachtete — sein stärkster Nebenbuhler sei. Ohne ihn hätte er, mit Hülfe seiner beiden Agenten — ihre Eitelkeit und ihr Verlangen nach Reichthum — sie leicht verführen können; aber die Liebe zu ihrem Beschützer war ihr

einziger Schild, der die ihr unbewußte Gefahr abwehrte. Vergebens versprach der Jüngling, er wolle es den Tricotrin wissen lassen, sobald sie in Paris wären, Viva schüttelte nur traurig den Kopf, und fragte naiv: „Wie könnt Ihr wissen, wo er ist? Niemand weiß das ja!“ Vergebens waren auch seine Bemühungen, sie glauben zu machen, daß Tricotrin nicht böse sein könnte, daß es im Gegentheil ihm gewiß lieb wäre, wenn sie Vergnügen hätte.

Ihr Herz hing mit zu aufrichtiger Liebe an ihm, als daß sie ohne sein Wissen hätte weggehen können. Dann aber fühlte Viva auch eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor dem Fremden, und immer mußte sie daran denken, daß Grand'-mère, die ihr noch nie etwas abgeschlagen hatte und die ihr gewiß kein Vergnügen versagt hätte, nicht ganz zufrieden war, als sie seine Geschenke genommen. Der junge Liebhaber wurde endlich ungeduldig; sonst ein Cäsar bei den Weibern, der gewohnt war mit einem Blick zu siegen, reizte ihn ihre Sprödigkeit nur noch mehr, und schürte das Feuer in seiner Brust zur hell lodernden Flamme an.

„Wir müssen zum Ende kommen,“ dachte er eines Abends, als er ging, sie aufzusuchen. „Wozu soll ich den Faust noch

länger für nichts und wieder nichts spielen; und wenn es jemals ein Gretchen gegeben hat, die durch Juwelen zu verführen und zu trösten ist, dann ist's dieses kleine, eitle Ding."

Er kam ihr nah; sie stand beim Brunnen, hielt den leeren Krug in ihrer Hand, und träumte — nicht von ihm, wie er sich einbildete, sondern von ihrer eigenen vollkommenen Schönheit, die er so oft gepriesen hatte.

Sie waren beide jung; in beiden war die Liebe egoistisch und unaufrichtig, sie wußte das freilich nicht, aber bei ihm war es wohlberechnet.

„Viva," flüsterte er, „meine Prinzessin unterzieht sich so gemeiner Arbeit!"

Die arme kleine Prinzessin wurde dunkelroth, ungern, in der That, verrichtete sie häusliche Geschäfte.

„Grand'mère ist alt und das Wasser ist weither zu holen!" sagte sie geschwind; es schien ihr, als müsse sie sich entschuldigen, und sie that doch nur ihre Pflicht, die sie dem Alter ihrer geliebten Grand'mère schuldete.

„Solche Arbeit thut freilich Deiner Schönheit keinen Abbruch," schmeichelte er, „aber ich möchte Dich doch einmal dort sehen, wo Sclaven Deinem leisesten Winke gehorchen."

„Ach ja!“ seufzte Viva.

Er redete lange in übertriebener Weise mit ihr, und ihr leicht erregtes Gemüth wurde berauscht.

„Nun, so komm mit mir!“ fuhr er fort, „ich muß morgen diesen Ort verlassen!“

„Diesen Ort verlassen?“

Sie wechselte die Farbe und sah erschreckt zu ihm auf; sie hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ihr Freund, der ihr die Zeit so hübsch vertrieben, sie je verlassen könnte.

„Ja, ich muß fort! Wirst Du mich denn wirklich ein wenig vermissen?“

„O, gewiß! sehr, sehr viel!“

Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde traurig ernst; ihre Lippen zitterten ein wenig. War diese Elfengeschichte wirklich schon zu Ende und sollte sie keine Rolle mehr darin spielen?

„Du liebst mich also? Liebling meiner Seele!“

„Ich versuche es, Monsieur,“ sagte Viva sanft.

In Wahrheit, sie versuchte ihn zu lieben, er war ja so gut zu ihr und verdiente gewiß ihre ganze Liebe; aber sie konnte es sich gar nicht erklären, für Roi doré, ihren Hahn, fühlte sie größere Anhänglichkeit und sie machte kein Geheimniß daraus.

Aergerlich biß er sich auf die Lippen, aus ihrer Antwort ersah er deutlich, daß keine Liebe für ihn in ihrem Herzen war. Aber nur noch hartnäckiger verfolgte er seinen Plan.

„Alles, was ich hoffen kann, ist, daß Du mich künftig lieben wirst!“ sagte er, sie zärtlich umfassend. „Zu lieben, wie ich liebe, das wäre viel zu viel verlangt, aber wenn Du Dich nur mir anvertrauen wolltest, so würde ich ganz gewiß Dein Herz noch gewinnen. Komm, komm, folge mir in die herrliche Stadt, deren Schönheiten ich Dir so oft beschrieben habe. Komm, ich will Dich zu ihrer Fürstin, Königin, Göttin machen!“

„Ach, und wie gern möchte ich das,“ seufzte Viva sehnsüchtig verlangend; „aber —“

„Da ist kein aber,“ drängte ihr Verführer. „Wie verlassen Du hier bist! Ein Fährmann, ein Hirt, vielleicht ein Postillon, das sind die einzigen Männer, die Dich hier sehen, während dort Könige Dir zu Füßen liegen werden! Wenn Tricotrin, von dem Du so viel sprichst, Dich wirklich lieb hat, warum hält er Dich hier in Dunkelheit und Armuth? Komm mit mir, schöne Viva, und ich schwöre Dir, Du sollst Königin von Paris werden.“

Das Mädchen seufzte nochmals tief auf; ihre Wangen brann=

ten wie Feuer, ihre Augen glänzten unheimlich, ihre ganze Seele war entzückt. Ist er ein Prinz in Frankreich? dachte sie, und warum nicht? Und sollte sie ihn abweisen, wenn er seine Würde und seine Macht mit ihr theilen wollte?

Er umschlang sie leidenschaftlich und strich zärtlich ihre Locken aus der Alabasterstirn.

„Komm, komm, Frankreich liegt zu Deinen Füßen und alle Männer, die Dich sehen, werden Deine Sclaven sein."

Viva sah erschreckt und erstaunt zu ihm auf. Sie konnte sich ihrer träumerischen Entzückung nicht entreißen und war gerade daran, „Ja" zu sagen; — blind wäre sie ihrem Verderben entgegengeeilt und wäre ohne Rettung in den Abgrund gesunken, wenn ein Wort sie nicht gerettet hätte.

Dieses Wort war: „Viva!"

Unter den Bäumen stand Tricotrin!

Mit einem jähen Sprunge, gleich der Gemse, war Viva an seiner Seite. Der junge Galant stand verlegen und bitter enttäuscht da, und betrachtete den Mann, von dem er so viel gehört und der jetzt zu so ungelegener Zeit ihm in den Weg kam und ihm seine Beute streitig machte. Tricotrin warf ihm einen hastigen Blick zu und sein Gesicht verfinsterte sich, aber er

bezwang sich, streichelte liebkosend des Mädchens Haar und fragte freundlich:

„Wer ist Dein Freund, Viva?"

„Ein Fremder, ich glaube ein Prinz," wisperte sie. „Er hat mir so schöne Sachen gegeben, Juwelen und Gold, schöner noch als die auf dem Altar in der Klosterkirche, und er hat versprochen, mir Paris zu zeigen, und Rosen will er mir geben, die nie verwelken, und Diamanten und Reichthümer, und ich soll leben wie eine Fürstin! Darf ich gehen? und wollt auch Ihr mitkommen? Wir könnten Grand'mère so glücklich machen! Und Königstöchter, sagt er auch, würden nicht angesehen werden, wenn ich durch die Straßen gehe!"

In ihrer kindlichen Unschuld sagte sie Alles, was sie auf dem Herzen hatte, Tricotrin hörte schweigend zu und legte sanft seine Hand auf ihren Lockenkopf.

„Geh zur Grand'mère, Viva, mein Kind, laß mich einmal mit Deinem guten Freunde reden, ich will doch etwas Näheres hören von den wundervollen Dingen, zu denen er uns ladet; thue, was ich Dir sage, mein Mädchen, durch Gehorsam werden die unverwelklichen Rosen Dir nicht entgehen."

Viva sah unschlüssig von Einem zum Andern.

„Er ist so gut gewesen," flüsterte sie bittend, „und ich möchte so gern nach Paris gehen, wenn Ihr es erlaubt!"

Dann gehorchte sie, und schlich ihrer Hütte zu; manchmal drehte sie noch ihr Köpfchen zurück; der leere Wasserkrug war in ihrer Hand, ihn zu füllen, hatte sie vergessen.

Tricotrin wartete schweigend, bis sie ihm aus dem Gesicht verschwunden war; der Jüngling, zu stolz, sich zu wenden, aber zitternd vor Wuth und Enttäuschung, konnte doch nicht umhin, die edle, gebietende Gestalt des Mannes zu bewundern, der seines Herzens größten Wunsch zunichte gemacht hatte.

Nur als einen elenden, wandernden Spielmann hatte er ihn sich vorgestellt, den er leicht mit einem Goldstücke befriedigen könne, sollte er ihm je in den Weg kommen. Aber vor der hohen königlichen Majestät, vor dem Adel der Seele, die aus den kühnen Augen dieses Mannes sprachen und sich in allen seinen Bewegungen kundgaben, fühlte er sich nicht wenig beängstigt.

Als Viva verschwunden war, drehte sich Tricotrin plötzlich um, seine Augen sprühten, als wollte er mit ihren Blitzen seinen Gegner durchbohren.

„So, Lord Chanrellon, dies ist also der schändliche Zeitvertreib, mit welchem Sie Ihre Strafzeit dahinbringen!"

Der Jüngling sah ihn schweigend an, sprachloses Erstaunen hatte sich seiner bemächtigt, als er seinen Namen hörte, den er doch sorgfältig während der ganzen Zeit seiner Bekanntschaft mit Viva verborgen hatte. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu sammeln.

„Da Sie meinen Titel kennen," sagte er mit eisiger Kälte, „so wissen Sie auch wahrscheinlich, welchen Respect Sie mir schulden. Ich sage Ihnen ferner, daß ich durchaus keine Lust habe, mit Ihnen weiter über irgendwelchen Gegenstand zu verhandeln."

„Das will ich gern glauben, aber Ihre Wünsche werde ich wahrlich nicht berücksichtigen. Wissen Sie, daß ich Sie ermorden könnte, hier, wie Sie da stehen, und — bei Gott! — ich verspüre in mir Lust dazu — bartloser Wüstling, der Sie sind!"

Er richtete sich hoch auf, so daß er fast einen Kopf über den jungen Mann ragte, der erschreckt zurückfuhr, und seine sonore Stimme zitterte vor Wuth. Entsetzt, bis in die Lippen weiß, stand der Jüngling da, war es ihm doch, als sollte die Vergeltung für alle seine schlechten Thaten jetzt über sein Haupt hereinbrechen.

Tricotrin sah seine Furcht und lachte im bittern Zorn.

„Pfui! Knabe, Männer tödten so elende Geschöpfe nicht, gleich Dir; — und doch sollte man die Natter ihrer Kleinheit wegen nicht leben lassen. Eine Todeswunde ist gewöhnlich die Belohnung für schlecht angewandtes Mitleiden! Nun, welche Entschuldigung haben Sie in Vertheidigung Ihrer selbst vorzubringen?“

Der Jüngling lachte hämisch auf.

„Ich bin es nicht gewohnt, Entschuldigungen für meine Handlungen vorzubringen, besonders nicht einem niedrig geborenen Manne gegenüber. Indessen, wenn es sein muß, — das Einfachste wäre, mir Ihre Pflegetochter zum — —“

Die Lüge erstarb auf seinen Lippen, er sah im Augenblick, daß dieser Mann sich nicht durch leere Versprechungen einer etwaigen Heirath würde täuschen lassen, und fuhr spottend fort:

„Vergeben Sie, ich kann Ihren Aerger begreifen. Es muß Ihnen fatal sein, Ihr einziges Lämmchen zu verlieren, aber, wenn ich mich der biblischen Geschichte recht erinnere, so folgte das Schäfchen dem Verführer gern. Ihre Viva ist durchaus nicht verschieden von Bath-Seba! Uebrigens will ich ihr wohl. Die hübsche kleine Närrin ist hier wie begraben.“

Tricotrin faßte ihn heftig bei der Schulter und schüttelte ihn so heftig, daß dem jungen Mann der Athem verging.

„Wagen Sie noch ein anderes solches Wort und ich werfe Sie in das Wasser, dann schwimmen Sie oder gehen Sie unter, wie Sie wollen!“

Nur mit Mühe machte sich der junge Mann von dem eisernen Griffe los und erblaßte vor Wuth und Furcht.

„Es würde Ihnen zu große Ehre sein, wollte ich mich selbst gegen Sie vertheidigen,“ sagte er mit höchst insolenter Miene, „ich werde Ihnen aber meine Diener schicken.“

Tricotrin, der selbst im Sturm seines Zornes ein ironisches Lächeln bei dieser Drohung nicht unterdrücken konnte, sah ihn spöttisch an.

„Wirklich? Wollten Sie so gut sein? Ihre Diener aber werden sich in mir getäuscht finden, fürchte ich. — Was aber Sie anbelangt, — Mylord, — so nennen Sie sich ja wohl —“

„Ich werde nicht weiter mit Ihnen verhandeln!“

„Unsinn! Knabe, Sie werden so lange zuhören, wie mir's gefällt zu sprechen,“ antwortete Tricotrin, und seine Stimme klang, als ob er gewohnt wäre, zu gebieten. „Ehre besitzen Sie nicht, Treue und Glauben auch nicht, aber Ihr Vater ist ein ehrenhafter Mann, und wenn Sie nicht jetzt gleich schwören,

daß Viva von Ihren schändlichen Verführungen frei ist, — und wenn Sie Ihren Eid nicht auf den Buchstaben halten, — so soll Estmere erfahren, zu welchen Schandthaten sich der Erbe seines Namens hergiebt."

Der junge Mann unterbrach ihn mit einem frechen, ungläubigen Gelächter.

„Der Graf wird nicht viel darnach fragen! Er und ich kennen uns sehr wenig. Uebrigens ist Estmere selbst noch jung genug, kein Heiliger zu sein."

Ein finsterer Sturm lagerte sich auf Tricotrins Stirn.

„Europa verehrt Ihren Vater, können Sie allein es nicht?" zürnte er. „Daß Sie ihm keine Freude und keine Ehre sind, daran zweifle ich nicht. Eustace Estmere ist ein Edelmann, gerecht und fromm, von durchaus edler Gesinnung, offenem Charakter und unbefleckter Ehre. Sie müssen ihn durch Ihre Lebensweise bitter kränken, Sie, — der Sohn einer schändlichen Mutter!"

Eine tiefe Schamröthe überzog das Gesicht des jungen Mannes, sprachlos vor Erstaunen stand er da.

Tricotrins Augen blickten weniger streng, als er den Schmerz und die Scham auf dem jungen Gesichte sah.

„Ich würde Ihnen die Schande Ihrer Mutter nicht vorgeworfen haben, wenn Sie selbst nicht versucht hätten, ein unschuldiges Wesen zu verführen," sagte er sehr ernst. „Aber — ich zweifle fast, — ich kann es kaum glauben, daß Sie ein Abkömmling der Estmere sind!"

„Estmere!" wiederholte der junge Mann, in bitterer Ungeduld über seines Vaters Namen; „Estmere! Ihr schwatzt fortwährend von Estmere! Was ist er Euch?"

„Was er der ganzen Welt ist, — was sein Sohn niemals werden kann, — ein Gentleman. Er liebt Sie nicht, mein junger Herr; Sie entehren und erzürnen ihn durch Ihre ganze Lebensweise; was denken Sie, wird er sagen, wenn ich ihn mit einigen Ihrer Laster und Ausschweifungen bekannt mache; wie Sie zum Beispiel die letzte Aprilnacht dieses Jahres in Paris zugebracht haben?"

Der Jüngling fuhr zurück, todtenbleich.

„Großer Gott! Wer sind Sie?" stöhnte er; „Teufel oder Zauberer, daß Sie dieses wissen?"

„Keines von beiden! Es ist nicht schwer, zu erfahren, wie sehr Sie dem schamlosesten Laster fröhnen. Vor Ihren nächtlichen Orgien würden selbst die frechsten Wüstlinge zurückschrecken,"

antwortete Tricotrin, und sah ihn durchdringend an. „Glauben Sie, ich hätte den Muth nicht, Ihnen gründlich die Wahrheit zu sagen, trotz Ihres hohen Ranges? Ich kenne die ganze, lange Liste Ihrer Verbrechen — Ihrer Laster, mein junger Commodus, aber Ihr Vater kennt sie nicht: ein Glück für Sie, daß der Adler zu hoch fliegt, um sehen zu können, wie Sie im schmutzigen Kothe wühlen! Ihre Mutter lag an seiner Brust und zerriß sein großes, edles Herz mit ihren verrätherischen Klauen, Sie — ein würdiger Sohn des buhlerischen Weibes — tragen seinen Namen nur, um ihn in den Koth zu treten und ihn mit den schändlichsten Verbrechen zu beflecken! Er kann Ihnen seinen Namen nicht entreißen, er kann sein Geschlecht von dem Schimpf, den Ihre Mutter über dasselbe gebracht, nicht befreien, er kann Ihnen den Rang nicht nehmen, noch Ihre zukünftige Besitznahme der Güter verhindern; aber Sie kennen ihn genugsam, — Sie wissen, wie er richtet und wie er strafen kann, — nun also — soll er die ganze Schändlichkeit Ihrer brutalen Gelage erfahren, oder wollen Sie mein Schweigen dadurch erkaufen, daß Sie das Mädchen, welches ich beschütze, hinfort nicht mehr belästigen?“

Viva's Anbeter stand unschlüssig, bleich und zitternd vor Wuth, Erstaunen, Haß und Rachsucht. Sein Hochmuth war

gebrochen, er konnte sich kaum mehr beherrschen, und stand da, wie ein armer Sünder, vor dem Manne, der ihm in Allem so weit überlegen war und ihm in seiner Allwissenheit fast wie ein Gott erschien!

Aber in diesem Augenblicke der Demüthigung und ohnmächtigen Wuth beschlich ihn der Gedanke: „Wenn es solche Leute unter dem Volke giebt, warum steht es nicht auf und befreit sich von der Herrschaft der Edlen!“

„Wählen Sie!“ sagte Tricotrin einfach. „Widersetzen Sie sich meinem Willen nicht, ich weiß zu viel von Ihrem Leben — — oder soll ich schärfere Mittel anwenden, um die Unschuld zu schützen?“

Er antwortete nicht und war noch unschlüssig. Sein Stolz und seine Wuth kämpften mit der Klugheit und Furcht. Er wollte sich nicht ergeben, und doch wagte er nicht, den Mann noch mehr zu erzürnen, der seine schlimmsten Geheimnisse wußte.

„Wählen Sie!“ wiederholte Tricotrin mit feuriger Ungeduld. „Es gilt mir gleich, welche Wahl Sie treffen. — Wollen Sie Ihrem Plane entsagen, — oder soll ich zu Estmere gehen?“

„Weder Estmere noch Sie selbst waren Heilige in der Jugend!“

Der gedemüthigte Stolz, die feige Furcht des jungen Wüstlings suchte Schutz in dieser elenden, schwachen Ausflucht.

Tricotrin sah ihn verächtlich an.

„Junger Mensch, glauben Sie, ich tadele die heiße Leidenschaft und die gesetzlosen Liebschaften eines Jünglings? — Glauben Sie, ich wüßte nicht, wie süß in der Jugend Weiberlippen sind? und wie schwer es ist, den sanften Blicken ihrer Augen zu widerstehen? Ich entschuldige die unbedachten, raschen Sünden der jungen Jahre, ich kann den Irrthum verzeihen, wenn Leidenschaft die Sinne blendet, und das Gewissen betäubt; aber das ist nicht Ihr Verbrechen. Sie sind — bedächtig, kalt, und — lieben nicht. Sie begehren nur. — Sie suchen kein Herz, das theilnehmend an dem Ihren schlage, Sie suchen nur es zu verführen und nachher schmählich zu verlassen! Sie häufen Lüge auf Lüge, um ein unwissendes Kind in Ihren Netzen zu fangen, Sie — mit der Grausamkeit eines Wüstlings und der kalten Berechnung eines Graubarts sind — ein Verräther, ein Dieb und ein Lügner!“

Jetzt konnte der junge Mann sich nicht mehr halten, sprang auf ihn zu und wollte sich für jedes Wort thätlich rächen, aber Tricotrin faßte seinen erhobenen Arm und hielt ihn fest.

„So gefallen Sie mir besser! Ein Tropfen Blut von dem alten Geschlecht ist doch noch in Ihnen, aber es verlohnt sich wohl kaum der Mühe, sich der Wahrheit entgegenzusetzen. Besser wär's, Sie geständen reuig Ihr Unrecht. Nun aber — wählen Sie! Meiden Sie Frankreich auf ein Jahr unter irgend welchem Vorwande, — aber bleiben Sie und warten Sie ab, was Ihr Vater zu den sauberen Geschichten sagen wird, mit denen ich ihm dienen kann. Wählen Sie, was Sie wollen; mir soll es ganz gleich sein. Ich werde schon zum Ziele kommen!"

Bei diesen Worten ließ er den Arm des Jünglings fahren, wandte sich und ließ ihn in einer unbeschreiblichen Wuth zurück.

Ruhig hatte er die letzten Worte gesprochen, aber keine Ruhe lag auf seinem Gesichte, als er langsam nach Viva's Hütte schritt. Lang begrabene Erinnerungen, düstere Gedanken tauchten in ihm auf, und in seinem Herzen wuchs die Liebe zu dem hübschen Kinde mehr und mehr. Er kannte die Gefahr, in welcher sie geschwebt, nur zu gut, aber der Verführer war ein Sohn Estmere's, und das machte die That schwärzer, das kränkte und schmerzte ihn in tiefinnerstem Herzen.

„Müssen sie mir Alles nehmen, selbst meine Viva?" klang es in seiner Seele.

Er hatte viele Opfer gebracht, es dem Mädchen an nichts fehlen zu lassen; er hatte sie vom Tode gerettet und wie ein Vater für sie gearbeitet und gesorgt, und zum Dank für seine Mühe nahm sie der erste Fremde, der sie sah, von seiner Seite, — o, es war bitter, bitter! —

Aber er bezwang sich, schüttelte seine Gedanken ab, erhob sein Haupt und blickte lange nach der untergehenden Sonne und dem rothglühenden Himmel.

Ruhe und Friede kehrten wieder in seine Seele ein.

„Mit seinem Sohne bin ich also auch zusammengetroffen", murmelte er. „Ah! Mistigri, das ist doch eigenthümlich! Wir spielen fortwährend Tragi-Comödie, verlieren unsere Zeit in Zornausbrüchen und vergessen, unsere Seele zu bereichern. Wie viele Menschen werden wohl das herrliche Schauspiel dort am Himmel betrachten; nicht einer vielleicht in einer Million, — die Sonne geht jeden Abend unter — wer fragt darnach? Gott hat über die ganze Erde seine Schönheiten verbreitet, und wer denkt daran, dafür zu danken?"

Dann ging er langsam weiter, mit gesenktem Haupte und dankbarem Herzen. Alles, was ihm fehlte, Trost, Ruhe, Rath und Frieden, hatte er gefunden.

Elftes Capitel.

An der Hüttenthür trat ihm Viva entgegen.

„Darf ich mit ihm gehen?“ drängte sie; „mögt Ihr ihn leiden? Hat er Euch alles gesagt, was er mir versprochen?“

Tricotrin wendete sich einen Augenblick von ihr ab.

„Du möchtest wirklich gern mit Deinem neuen Freunde gehen, Viva?“

Viva seufzte sehnsüchtig verlangend.

„O ja, ich möchte so gern Paris illuminirt sehen.“

„Ah, ganz Deinem Geschlechte getreu, Veränderung, immer Veränderung, darnach steht Dein Sinn!“ murmelte er ungeduldig. „So, also Du wolltest mit ihm Paris illuminirt sehen? ist es so? Oder wolltest Du auch wohl mit ihm in eine Wüste gehen, wo die Sonne den ganzen Tag heiß brennt und wo kein Schatten ist? zum Beispiel zu den Sandebenen von Afrika?“

Viva sah ihn mit großen Augen an; Entsetzen malte sich in ihren Zügen.

„O mein Gott! Nein!"

Tricotrin lächelte gütig, seine größte Furcht war beseitigt, er sah, die Liebe hatte sie noch mit keinem Hauch berührt, nicht der Jüngling, Paris im hellen Lichterschmuck hatte ihr junges Herz verführt und gefangen.

„Viva, mein Kind, höre mich einen Augenblick an", sagte er sanft, „nicht wahr, Du liebst mich, Du wirst meinen Worten Glauben schenken?"

Viva sah erschreckt zu ihm auf, ihr Herz klopfte hörbar.

„O, freilich ja!"

„Und Du bist doch überzeugt, daß ich mich nur freue, wenn Du Vergnügen hast, und daß, wenn ich Dir etwas abschlagen muß, es zu Deinem Besten geschieht?"

Viva's Augen blickten ernster. „Gewiß, gewiß, Ihr seid ja so gut."

„Dann, meine Viva, sprich nicht mehr mit Deinem Freunde, und verlange nicht nach Paris zu gehen, bis ich selbst Dich hinführen kann. Wenn Du mit ihm gingest, so wäre es Dein Unglück, er ist kein passender Führer für Dich. Du liebst

mich, davon bin ich überzeugt. Du wirst dies auch glauben, auch wenn Du es nicht verstehst, weil ich es sage, nicht wahr, mein Kind, ich kann mich auf Dich verlassen? Ich verlange viel, ich weiß es, Du hast Dich darauf gefreut, mit zu gehen, aber meiner Liebe wirst Du dies Opfer nicht versagen!"

Er blickte sie traurig sanft an, sein edelmüthiges Herz vergaß, daß das Wesen, dem er das Leben gerettet, ihm Gehorsam schuldig sei; wie ihr Schuldner stand er vor ihr und wartete auf die Versicherung ihrer Zustimmung und ihrer Anhänglichkeit.

Viva schwieg still; Thränen hingen an ihren langen Wimpern und Thränen erstickten ihre Stimme, sie wollte und konnte jetzt nicht sprechen, denn sie war zu stolz, ihre Bewegung zu zeigen. — Die Enttäuschung war bitter, sehr bitter und hart. Die große Welt hatte ihr die Thore geöffnet und unendliche Pracht, Glanz und Herrlichkeit hatten ihr entgegengeschimmert; ihr junges Herz hatte Tag und Nacht davon geträumt und sich in süßer Hoffnung gewiegt — und jetzt sollte sie Allem entsagen, diese Freuden ungenossen ziehen lassen.

Tricotrin betrachtete sie schweigend. Die Purpurgluth, in der ihr Gesicht gebadet war, hatte einer tiefen Blässe Platz gemacht, und sie kämpfte mit ihren Thränen.

Endlich sah sie auf und begegnete seinen Augen, die mit unsäglichem Mitleiden und Zärtlichkeit auf ihr ruhten; der eine Blick erweckte ihren ganzen Edelmuth und ihre Liebe. Sie verstand auf einmal die Größe seines edlen Charakters, sie wußte, warum er bat, wo er doch ein Recht hatte, von ihr zu verlangen. Verdankte sie ihm nicht Alles? Leben, Heimath und Schutz? Und mit der ganzen Hingebung einer leidenschaftlichen Seele hing sie sich reuevoll an seinen Hals und schluchzte:

„Wie sollte ich Euch nicht gehorchen? Alles, alles, ja mein Leben gäbe ich für Euch hin, Ihr habt ein heiliges Recht daran. Ihr habt es ja gerettet und erhalten! Nach den Rosen und Diamanten, nach Paris und den glänzenden Festen verlange ich auch nicht mehr, wenn Ihr nicht wünscht, daß ich hingehe, Euer Wille soll mir Gesetz sein!"

Tricotrin strich beruhigend ihr glänzendes Haar, sie legte ihr Köpfchen vertrauensvoll an seine Brust und trocknete ihre Thränen. Er sprach nicht, aber eine hohe Freude leuchtete aus seinen ausdrucksvollen Augen; dies war reine, edle Liebe, die freiwillig ihm dargeboten wurde; sollte er nicht sich herzlich darüber freuen?

Einen leichten Kuß drückte er auf ihre weiße Stirn und sagte dann mit sanft bewegter Stimme:

„Ich danke Dir, Viva mein! Das war edel und heldenmüthig gesprochen, Du hast mir das Beste gegeben, was Du besitzest: — Dein Vertrauen! In späteren Jahren will ich Dir sagen, warum ich es jetzt suche!“

Sprachlos lehnte Viva an ihn; sie hatte ihm freudig Gehorsam und Anhänglichkeit versprochen, aber sie war ein Kind, und so leicht konnte sie ihren Verlust nicht verschmerzen; Thränen standen noch in ihren Augen, aber sie wollte sie nicht zeigen, aus Furcht ihn zu betrüben. War es ihre Schuld, daß das Vertrauen, welches er begehrte, ihr solche Schmerzen verursachte?

„Und nun — noch Eins,“ begann Tricotrin wieder, „dieser fremde Freund gab Dir kostbare Geschenke?“

„Ja! Wunderschöne Schmucksachen!“ Ihre Stimme zitterte, und flehend sah sie ihn mit ihren schönen Augen an; all' ihre reizenden Goldsachen und Diamanten, in welchen sie sich schon als Fürstin, als Königin geträumt hatte, sie sollte sich doch nicht von ihnen trennen? Alles! Alles! aber nur das nicht!

Tricotrin verstand den Blick und lächelte.

„Nein, mein Kind! fürchte nichts, wenn ich Dir etwas nehme, so werde ich Dir es auch wieder vergüten. Ich will Dein Herz nicht damit brechen, daß ich Deine ersten Juwelen

verlange! Du bist ein Elfenkind, aber die Elfen haben Dir keine Philosophie mit auf die Welt gegeben! tant pis! Aber die Schmucksachen Deines Freundes müssen ihm wieder zugestellt werden; Du sollst jedoch nichts dabei verlieren!"

Eine tiefe Schamröthe bedeckte Viva's Gesicht.

„Habe ich Unrecht gethan, sie zu nehmen? Ich wußte es wirklich nicht — und er sagte, es wäre grausam und unhöflich sie zurückzuweisen! Und Niemand war da, der es mir hätte sagen können — — und, die Sachen waren so hübsch!"

„Unrecht? Nein!" antwortete Tricotrin geschwind; sein größter Wunsch war, ihr die Absicht ihres Verführers zu verbergen und keinen Gedanken der Schande oder Scham in ihr aufkommen zu lassen. „Du brauchst Dich deswegen nicht zu schämen, Viva, es war ganz natürlich, daß Du Gefallen an dem glänzenden Spielzeuge fandest; wie solltest Du weiser sein als Deine Generation, oder klüger als Dein Geschlecht? Aber dennoch muß Dein Freund sie zurückbekommen, denn ich will von keinem Menschen Geschenke annehmen und Du darfst es auch nicht. Wir haben letzthin vom Stolz gesprochen, Viva; der Stolz, der Dich lehrt, von Niemandem etwas anzunehmen, den nähre und bewahre in Deinem innersten Herzen. Niemand hat

Dich darauf aufmerksam gemacht, und Du bist noch unerfahren, und die hübschen Goldsachen gefielen Dir, und so brauchst Du deswegen nicht zu erröthen, daß Du Dich hast bewegen lassen, sie anzunehmen. Aber in Zukunft denke daran, das stolze Weib, die ihre Ehre bewahren will, darf niemals Gold von einem Manne nehmen. Du würdest Deine Lippen keinem Fremden zum Kusse bieten, nimm daher niemals von ihm Geschenke, für die er, wenn auch nur im Scherz, einen Kuß als Bezahlung verlangen könnte."

Viva hörte zu, ihre Stirn glühte, sie wagte kaum ihre Augen aufzuschlagen; der ganze Stolz ihres Temperaments lehnte sich bei seinen letzten Worten auf; der Schmerz, den der Schmuck ihr jetzt bereitete, war größer als die Freude, die sie daran gehabt.

„Schickt sie ihm zurück, o schickt sie zurück, ich will sie nicht mehr sehen!" rief sie leidenschaftlich, während das heiße Blut in ihre Wangen stieg und ihre Lippen convulsivisch zitterten. „Einmal hat er mich küssen wollen, aber ich litt es nicht, und sagte ihm, ich sei kein Bauernmädchen; o, gewiß! ich mußte in seinen Augen schon tief gefallen sein, daß er so etwas zu sagen wagte." Die Stimme versagte ihr, sie warf sich auf's Gras

nieder und weinte und schrie, halb aus Zorn, halb aus Leidenschaft; ihr Stolz war tief verwundet worden, und ihr Herz wollte brechen, wenn sie gedachte, daß statt der unverwelklichen Rosen und Juwelen, die sie zu bekommen meinte, ein unerklärliches Schamgefühl sich ihrer bemächtigt hatte.

Und Tricotrin, der lieber die halbe Welt durchwandert hätte, als ein geliebtes Wesen in Thränen zu sehen, konnte sie nicht beruhigen; er hatte ihr diesen ersten Schmerz bereiten müssen, damit sie später von unheilbaren Schmerzen verschont bliebe. Der Anblick des weinenden Mädchens schnitt ihm in die Seele, aber er versuchte nicht mehr sie zu trösten.

Seine Gedanken wanderten von Viva zu ihrem Verführer, und von ihm zu schwarzen Thaten und herben Worten, die wie ein Alp auf seiner sonst so klaren Seele lasteten.

„O, Mistigri!" flüsterte er seinem unzertrennlichen Gefährten zu; „es ist doch unmöglich ein Philosoph zu bleiben, wenn man sich einmal ein weibliches Wesen zur Pflege und Verwahrung aufgebürdet hat." Und sich zur halbberuhigten Viva herunterbeugend, setzte er hinzu:

„Viva mein! Spare Deine Thränen, es wird wohl noch einmal eine Zeit kommen, wo Du sie gebrauchen kannst; das

Leben ist lang, und Du bist ein schwaches Geschöpf. Weine, wenn Du gefehlt hast! aber nicht eher; bis jetzt stehst Du noch rein da; Niemand kann Dich entehren, wenn Du Deine Ehre bewahrst, gedenke daran, und Du wirst sie wohl zu bewahren wissen! Du bist ein Kind und hattest eine kindische Freude an den Goldsachen; was ist weiter daran gelegen? Weine also nicht mehr, und denke, daß, wenn Du traurig bist, ich mir Vorwürfe machen werde, Dich betrübt zu haben. Jeder Seufzer, jede Thräne, die Du Deinem Schmuck nachweinst, wird schwer auf meiner Seele lasten."

Er hatte die rechten Saiten in Viva's Herzen berührt, sie sah unter Thränen lächelnd zu ihm auf.

„Nun denn," sagte sie, und ihr liebliches Antlitz strahlte von Liebe zu ihm, „so will ich mich nicht weiter darum grämen."

Und er wußte, sie würde ihr Wort halten.

Zwölftes Capitel.

„Mistigri, kann man sich jemals auf seine Philosophie verlassen? Brutus hat ihr sein Lebelang gedient und wurde ihr doch zuletzt ungetreu,“ sagte Tricotrin traurig, als Viva unter Thränen eingeschlafen war und er allein vor der Hüttenthür stand. „Du und ich wir haben doch Unrecht gethan, das Mädchen zuerst zu retten, und ich befürchte, Unrecht werden wir thun, so lange wir uns mit ihr beschäftigen. — Heute wieder einmal war ich entsetzlich schwach! — Schändlich! Sie hätte gute Geschäfte machen können, und ich habe sie daran verhindert; der junge Lord würde sie in die Welt eingeführt haben, und er hatte ganz Recht zu behaupten, daß Diamanten in ihren Schooß regnen würden! In zwei Jahren würde sie gewiß hunderte von Männern ruinirt haben; die Welt hätte sie auf Händen getragen, und die größte Macht, welche ein Weib besitzen kann, die Macht der Zerstörung, hätte ihr zu Gebote gestanden. Jener

junge Mann war weise und praktisch und ich — ich handelte unklug und unphilosophisch. Mistigri, warum haben wir sie jetzt nicht ihrem Schicksal überlassen, sie hätte es bei Messieurs les Grands Seigneurs sehr gut gehabt! Ah, siehe da, Grand'-mère! hört einmal, einen Augenblick, kommt, setzt Euch zu mir."

Die arme, alte Frau trat aus der Hüttenthür, und ihr verwittertes, braunes Gesicht zeigte Spuren von großer Aufregung. Sie hatte geahnt, daß es mit dem Prinzen nicht so ganz richtig sei, und fürchtete Tricotrins Vorwürfe.

„Grand'mère, sagt mir doch, warum gabt Ihr es zu, daß der Wolf im Schafskleide des Mädchens Sinn bethörte?"

Grand'mère zitterte wie Espenlaub und begann mit einem Schwall von Betheueruugen sich zu entschuldigen, aber Tricotrin unterbrach sie.

„Ich weiß schon Alles, alte Freundin, ich weiß es schon. Ihr seid ein Weib und er von adeligen Sitten, und Ihr hörtet schon die Brautglocken läuten und dachtet, er sei ein verkleideter Prinz, nicht wahr?"

„O, mon Dieu, Tricotrin, woher wißt Ihr das Alles?"

„Die Vögel erzählen es mir", antwortete er geschwind, „warum denkt Ihr, daß die Schwalben den ganzen Tag hier

ab- und zufliegen? doch nur um mich von Allem, was vorgeht, zu benachrichtigen."

Grand'mère hörte nicht auf seinen Scherz, ihre Augen blickten ängstlich und traurig.

„War es nicht Alles, wie es sein sollte, mit dem jungen Mann?" fragte sie. „Ich war auch erst im Zweifel und that mein Bestes, sie von ihm fern zu halten, aber — —"

„Es war das alte Lied! Die Liebe verspottet Schloß und Riegel, und solch ein Mädchen wie Viva läßt sich nicht einsperren! Nun, der junge Mann wird ihr von jetzt ab nicht mehr in den Weg kommen, und wenn Ihr zufällig hören solltet, daß er aus hoher Familie stammt, so behaltet es für Euch. Aber das Eine merkt Euch: Verkleidete Prinzen giebt es nicht in der Welt, und reiche junge Leute denken selten an's Heirathen!"

Grand'mère erhob schaudernd ihre Hände.

„Ah — — die Edelleute sind so verderbt!"

„Durchaus nicht", widersprach Tricotrin. „Sie sind nicht verderbter als andere Menschen. Das Laster wohnt in Städten eben so gut als in Dörfern, und auf ein Bauernmädchen, das einem Edelmann zum Opfer fällt, kann man sechzig rechnen, die von Pierre, dem Postillon, oder Jacquit, dem Hirten, ver-

führt werden. Nun aber, Grand'mère, Ihr habt Euer Lebelang Tugend und Ehrlichkeit geliebt; was haben Eure Göttinnen für Euch gethan?"

„Nun, mein Topf war manchmal leer, aber mein Gewissen rein. Gott sei Dank!"

Tricotrin sah sie scharf an, und sein Antlitz zeigte Spuren von Mitleiden.

„Grand'mère! Ihr seid immer der Tugend gefolgt und habt zum Lohn dafür nicht einmal Eure täglichen Bedürfnisse befriedigen können! Euer Topf war oftmals leer? Ich sage Euch, wenn Ihr weniger tugendhaft gewesen wäret, so hätte es Euch niemals gefehlt. Dieser Prinz Fainéant war ein Weiser und ich ein Narr. Johanne, das tugendhafte Mädchen, geht in Holzschuhen, schläft auf einem Bunde Stroh, freut sich, wenn sie Schwarzbrod und Zwiebeln zu ihrer kärglichen Nahrung hat, wird alt und gebückt vor der Zeit, arbeitet im Schnee, Regen und Wind, in Hitze und Kälte, nur um ihr Leben zu fristen, und stirbt endlich im Armenhaus. Euphrasie dagegen, das leichtfertige Wesen, hat warme, hübsch gestickte Schuhe, schläft in seidenen Betten, fährt, in Spitzen gehüllt, im bequemen Wagen, ißt und trinkt vom Besten, was das Land darbietet, tändelt durch ihr Leben dahin

und macht sich keine trübe Gedanken über ihre Zukunft. Wird sie alt, so zieht sie sich mit ihrem Reichthum zurück, kauft sich Absolution für ihre Sünden, thut Gutes, wo sie kann, und die Nachwelt verewigt ihre Thaten in Erz und Marmor. Siehe da! Grand'mère, wie Laster und Tugend ihre Anhänger lohnen."

Der Mondenschein fiel voll auf der Grand'mère gebeugte Gestalt; sie ließ den Kopf hängen und schaute träumerisch vor sich hin, dann aber richtete sie sich hoch auf, und ein eigenthümlich entschlossenes Licht blitzte aus ihren kleinen dunkeln Augen.

„Das ist wahr, Tricotrin, furchtbar wahr. Jedes Wort davon! Aber seht hier — Tricotrin, obschon ich alt und arm bin, und vielleicht schon lange umgekommen wäre, wenn Ihr mich nicht unterstützt hättet, etwas besitze ich doch, was ich für alles Geld in der Welt nicht hergeben möchte, und das ist meine Ehre! Seht Ihr, kein Mann auf der ganzen Erde hat jemals ein Recht gehabt, mich zu verachten, alle haben sagen müssen: Die Frau ist entsetzlich arm, aber ihre Tugend weicht keinem Gold. Und das ist ein süßes Gefühl und über alle Maßen beseligend. Glaubt mir, auch ich fand Verführer, denn ich war schön, sehr schön in meiner Jugend, und Reichthümer hat man mir angeboten, wollte ich der Tugend entsagen! Aber, Tricotrin, Eins hat

mich gerettet. Nicht der Gedanke an die Religion, mein Stolz auch nicht, sondern der Entschluß, daß kein Mann das Geschlecht seiner Mutter jemals in mir sollte entehrt sehen; kein Mann sollte sagen können: Ich verachte Dich, denn ich habe Dich gekauft."

Tricotrin blickte sie wehmüthig an; und als sie schwieg, beugte er sich in zärtlicher Hochachtung zu ihr nieder.

„Grand'mère, Ihr seid eine gute Frau; wenn alle jungen Mädchen dächten wie Ihr, dann würde das Laster bald aussterben."

„Ah", seufzte Grand'mère, „das ist wohl wahr!" und sie ging in die Hütte zurück.

Dreizehntes Capitel.

Als Viva am andern Morgen früh mit den Vögeln aufwachte, fühlte sie zum ersten Mal in ihrem Leben Herzweh bei dem Gedanken an den Verlust, den sie erlitten. Sie richtete sich in ihrem Bettchen auf und warf einen langen Blick auf ihre Goldsachen, die auf der Kommode standen, Thränen traten in ihre Augen, und sie konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Nicht der Schmuck, nicht Prinz Fainéant thaten ihr leid, — aber all die schönen Träume und Illusionen, die sie sich durch ihn gemacht hatte, — und diese Träume waren auf immer dahin!

Die erste Enttäuschung war bitter, das erste Gefühl der Scham war ein sehr niederdrückendes, und obschon sie nach dem jungen hübschen Menschen selbst nichts fragte, so hatte sie doch seine Versprechen desto lieber, und wäre, um dieselben erfüllt zu sehen, ihm willig gefolgt, hätte Tricotrin sie nicht daran gehindert.

Die Huldigung, die Schmeichelei, das Gefühl ihrer Macht, und der Glaube an seine Huldigungen hatten ihren Sinn bethört, all ihre Eitelkeit wachgerufen, und ihrer beständigen Siege sich bewußt, trauerte sie jetzt über das Ende aller dieser Herrlichkeiten.

Aber Viva war stark und hielt ihr Wort getreulich. Sie hatte ihre Fehler und Schwächen, aber sie hatte auch einen heroischen Sinn, der kein Opfer scheute und vor keinem Verlust zurückschreckte. Sie hatte gesagt, sie wollte ihre Bagatellen aufgeben, und sie zögerte keinen Augenblick. Als sie im kalten klaren Wasser ihr Gesicht gebadet, sich angekleidet und eine Weile still unter dem hölzernen Kreuze gekniet hatte, das Grand'mère in ihr Stübchen gestellt, war sie zu dem Opfer gestärkt. Die Goldsachen hatten ihren Stolz gekränkt, — sie wollte dieselben jetzt nicht einmal mehr behalten.

Und doch fielen ihre Thränen darauf, als sie dieselben zum letzten Male in die Hand nahm und ein Stück nach dem andern in ein Körbchen legte. Sie hatte auch Ursache zu weinen, — ihr erster Glaube war gebrochen, ihre ersten Illusionen dahin und ihr erstes Vertrauen schmählich betrogen!

Als sie alles ordentlich und sauber in ihr Körbchen gepackt hatte, trat sie vor den Spiegel.

„Ich versprach ihm, mich nicht weiter zu grämen!“ dachte sie, als sie sah, daß ihre vom Weinen gerötheten Augen sie verrathen würden.

Das Mädchen konnte sich nicht verstellen, sie dachte nicht einmal daran, ihre Gefühle zu verbergen; aber sie war muthig und stolz und wollte um Alles in der Welt Tricotrin keinen Kummer machen. Und sie wischte ihre Thränen ab, lehnte sich in's offene Fenster und sang eins ihrer lustigen Fischerliedchen, dann lief sie behend die Treppe hinunter, reichte ihr Körbchen dem Tricotrin, der rauchend in der Hüttenthür stand, und ohne ein Wort zu sagen, wendete sie sich ab und ging dem Walde zu.

Tricotrin folgte ihr nicht; er verstand ihre Gefühle und wußte, daß sie in der Einsamkeit ihren Frieden wiederfinden würde. Mit gemischten Gefühlen betrachtete er die Juwelen, wäre er seinen augenblicklichen Eingebungen gefolgt, so hätte er sie mit seinen Füßen zertreten.

„Damit ein Leben erkaufen zu wollen!“ murmelte er zwischen den Zähnen; raffte sie alle in ein Päckchen zusammen, schrieb eine Adresse darauf und ging damit durch die Felder nach Villiers.

Unterwegs nahm er aus der Brusttasche seinen Dante und betrachtete das Buch gedankenvoll.

„Ich gedachte nicht, mich von Dir zu trennen,“ murmelte er, als ob das Buch ihn verstehen könnte, „aber ich muß dem Mädchen mein Wort halten; sie soll ihre Goldsachen zurückerhalten; und so geht es nicht anders. Und da ich es einmal verkaufen muß, soll nur er es haben.“

Traurig, mit einer gewissen Zärtlichkeit blickte er seinen Freund, das Buch, an und steckte es dann vorsichtig wieder ein. Es war das einzige Andenken aus seiner Kindheit, und durch alle Lagen seines Lebens hatte er es als Andenken an die auf immer verlorene Zeit seiner Macht und seines Reichthums bewahrt.

Endlich erreichte er Villiers und blieb vor einem kleinen Häuschen an dem großen Thore der Anlagen stehen. Eine hübsche, braunäugige Frau mit einem Kindchen auf dem Arm begrüßte ihn in herzlicher Weise.

Es war Ninetta, die schon seit langem das Leben des jungen Gärtners Valentin verschönerte und seine Häuslichkeit zum wahren Paradiese machte.

„Ist der junge Lord im Schlosse, Ninetta?“ fragte er, als die ziemlich stürmischen Begrüßungen der kleinen Brünette vor-

über waren. Aber Ninetta schüttelte ihr Köpfchen; schon gestern Abend hatte der Lord Villiers verlassen.

Tricotrin gab ihr das Päckchen.

„Gieb dies seinem Diener, Ninetta, und sage nicht, wer es brachte.“

Ninetta wurde bestürzt.

„Gewiß nicht! kein Wort soll über meine Lippen kommen! Aber — ist es wahr, Tricotrin? Ich habe gehört, Mylord sei so oft mit Grand'mère's kleinem Engel gesehen worden?“

„Es ist wahr,“ sagte Tricotrin kurz, „aber ich sage Dir, er wird nicht wieder bei ihr gesehen werden.“

„Ah! es ist ein Glück, daß Ihr gekommen seid,“ murmelte Madame Valentin. „Ich sorgte mich so ihretwegen, und mußte immer an Eure Worte denken, die mich auch einst vor der Liebe der Edelleute warnten. Und die Kleine ist so jung, und so stolz!“

Tricotrin nickte, er verspürte keine Lust, den Gegenstand noch länger mit ihr zu besprechen, und nach einigen Fragen über ihre Familie ging er durch das große Thor in den Park und stieg die Terrassen hinauf. Ninetta fragte nicht, wohin er gehe, sondern wandte sich zu ihrer alten Mutter, die mit dem Reinigen der Gemüse beschäftigt war.

„Mutter! das hübsche Kind wird Tricotrin hoffentlich keinen Kummer machen?“

„Viva?“ sagte die alte Frau scharf. „Sie verdankt ihm Alles, und wird gewiß sein Herz dafür brechen! Das ist so der Lauf der Welt!“

Solche Erfahrungen hatte sie in den zweiundachtzig Jahren ihres Lebens gesammelt.

Unterdessen schritt Tricotrin dem Schlosse zu. Sein Antlitz zeigte düstere sorgenvolle Falten, er wollte dem jungen Manne sein Wort halten, und da er abgereist war, seine Laster nicht verrathen, und doch mußte er Estmere sprechen. Gestern Abend war dieser auf seinen Landsitz zurückgekehrt, und Tricotrin wollte die Zeit seiner Einsamkeit benutzen. Er hatte bald dieselben Gärten erreicht, in denen er vor Jahren Valentin gesprochen. Aber die Jahre hatten hier keine Veränderung hervorgerufen, der Rasen war nur dichter und weicher geworden und die Blumen blühten in größerem Ueberfluß.

Der englische Lord pflegte früh aufzustehen, und ehe noch Besucher aus dem naheliegenden Städtchen da waren, in den schattigen einsamen Gängen die frische Morgenluft zu genießen.

Tricotrin wußte das, und seine Absicht war, ihn auf diesen Spaziergängen aufzusuchen.

Als er noch in ziemlicher Entfernung vom Schlosse war, erblickte er auch den Grafen, der, von einem großen Neufundländer gefolgt, in Begleitung eines einzigen Freundes langsam auf- und abschritt.

Die Sonne schien voll auf die hohe Gestalt des Grafen, der neben dem kleinen, schmächtigen, französischen Staatsmann wahrhaft königlich daher schritt. Sein Gesicht war noch eben so schön, und hatte nicht gealtert, seit Tricotrin ihn das letzte Mal sah, seine Augen waren noch ebenso blau und blickten gerade so kalt wie früher; aber ein Schatten, wie von einer unangenehmen Ueberraschung, überflog sein verschlossenes Antlitz, als er den Mann erblickte, der so früh in seine Gärten eindrang.

„Ein Mann in blauem Kittel — mit einem Affen!" murmelte der Graf, „was kann der anders wollen als betteln! Was hat der Thürhüter wohl gedacht, ihn herein zu lassen!"

Sein Gefährte blickte auf.

„Wie! Das ist ja Tricotrin!"

„Und wer ist Tricotrin?"

„Ein ganzes Buch könnte es nicht sagen!"

„Aber ein Wort gewiß!“

„Und das wäre, wenn ich bitten darf?“

„Ein Schwindler!“ sagte Estmere und schaute den Mann mit dem Affen mit durchbohrenden Blicken an.

„O nein! nein!“ rief der Franzose hastig. „Sie irren sich, Herr Graf, Sie irren da ganz gewiß! Tricotrin besitzt die bewundernswerthesten Talente und hat einen unglaublichen Einfluß auf das Volk. Wenn er nur wollte, könnte er zu den größten Ehrenstellen gelangen, aber er verachtet den Ruhm! Er hat einen sonderbaren Charakter!“

„Ich liebe dergleichen öffentliche Charaktere nicht!“ sagte Estmere eisig. „Ein großer Charakter! heißt's in der Welt, wenn ein großer Betrüger gemeint ist!“

„Tricotrin ist kein Betrüger —“

„Nicht? Nun, wenn Ihnen sein Besuch gilt, erlauben Sie, daß ich mich entferne!“

„Mir gilt sein Besuch gewiß nicht,“ sagte der Staatsmann, der die Verachtung seines hohen Wirthes fürchtete und doch Tricotrin nicht beleidigen wollte. „Ich weiß nicht, wie er in Ihre Gärten kommt, aber, in der That — Tricotrin steht sich zu gut mit dem Volke, es thut nicht gut, ihn zu beleidigen.

Kein Gouvernement darf ihm etwas anhaben, obschon jeder andere Mann für das kleinste seiner Worte würde eingezogen werden. Er ist der erste Demokrat, aber —"

„Ein Demokrat!" Estmere's Stimme wurde noch eisiger und um seinen Mund spielte ein höhnisches Lächeln. „Er gehört wahrscheinlich zur Fortschrittspartei und dünkt sich zu edel, die kleinlichen Gesetze des Mein und Dein anzuerkennen. Seine Leidenschaft für Freiheit ist wahrscheinlich im Weinhause geboren und auf den Galeeren groß gezogen worden! — Nun, ich habe keinen Wunsch, ihn hier länger zu sehen, und da Sie, mein Herr, mit ihm bekannt sind, sind Sie vielleicht so gütig, ihn hinauszuweisen."

Tricotrin, der jetzt nahe genug war, die Worte verstehen zu können, sah den Grafen durchdringend an; aber ein schalkhafter Humor glitt über seine Züge und sich zu dem Minister wendend, sagte er:

„Mich hinausweisen? Ah, Herr Pharamonde, was sagen Sie dazu? Sie wissen ja, ich könnte die ganze Provinz zu meiner Hülfe mitbringen, und dieses hübsche Schloß in einen Trümmerhaufen verwandeln!"

„Drohungen?" sagte Estmere mit Verachtung und Kälte, —

und er warf seinem Freunde einen gespannten Blick zu, zu sehen, wie dieser die Herausforderung hinnehmen und erwiedern würde.

Pharamonde, ein ängstlicher Politiker, der das Volk liebkoste, weil er es fürchtete, versuchte in seiner Verlegenheit, Tricotrin nicht zu beleidigen und doch dabei an seiner Würde in den Augen des Grafen nichts zu verlieren, einen Scherz daraus zu machen; es gelang ihm jedoch nicht, und Tricotrin lächelte mit erbarmungsloser Ironie über sein Dilemma und Estmere wendete sich mit unverhohlener Verachtung ab.

„Ich verlasse Sie, Pharamonde, damit Sie sich ungestört mit — Ihrem Freunde unterhalten können."

Der Minister fuhr zusammen und wurde roth vor Aerger; Tricotrin jedoch lachte laut auf.

„Nein, ich bin Herrn Pharamonde's Freund nicht, und mein Geschäft ist für Sie, Herr Graf."

Estmere blickte ihn erstaunt an, noch nie hatte ein gewöhnlicher Mann so frei mit ihm gesprochen.

„Ich habe kein Geschäft mit Fremden, aber — welches Recht habt Ihr, in meine Gärten einzudringen?"

„Bah! ich sah die Thür offen! Haben die Herren Minister wohl ein anderes Recht, in einen Nachbarstaat einzudringen?

Aber Sie, meine Herren, gehen noch weiter, Sie erobern das Reich und plündern seine Schatzkammern, — während ich noch nicht einmal eine Rosenknospe in Ihrem Garten berühre! Nun, Herr Pharamonde wird für mich bürgen, er wird Ihnen bezeugen, Herr Graf, daß ich weder aus den Galeeren kam, noch die Carmagnola hier tanzen werde!"

Estmere war daran gewöhnt, Charaktere mit einem Blick zu lesen, und blickte mit seinen kalten klaren Augen tiefer, als wohl andere Leute, aber hier wußte er doch nicht, was er von dem Manne denken sollte, der, mit einem leinenen Kittel angethan, den Kopf eines Phoebus-Apollo und die volle wohllautende Stimme eines Gentleman hatte.

„Nun, mein Herr Pharamonde," rief Tricotrin, „wollen Sie denn nicht für ein Mal mein Fürsprecher sein? Versichern Sie dem Grafen Estmere, daß meine Impertinenz, ein Original zu sein, mich noch zu keinem Vagabunden gestempelt hat, wie er zu glauben scheint."

„In der That, Tricotrin," murmelte der Minister, noch immer unschlüssig, wie er am besten antworten sollte. „Ihr irrt Euch ganz und gar; ich war eben daran, Mylord zu erklären, wie groß der Einfluß sei, den Ihr über das Volk

ausübt, und wie viel Ihr zu dem innern Landesfrieden beitragen könnt!“

„Ich zweifle, ob Mylord das glauben wird, er liebt die Demokraten nicht. Indessen — vielleicht — kauft er mir doch dieses Buch ab!“

Estmere, der mit steigendem Interesse den Eindringling betrachtet hatte, glaubte zuerst, der excentrische Mensch habe den Verstand verloren, aber ein einziger Blick, den er mit Kenneraugen auf das Buch warf, sagte ihm, daß dieses ein Unicum sei. Konnte der Mann es vielleicht gestohlen haben?

Tricotrin las den Zweifel in seinem Gesichte, und hielt das Buch mit einem humoristischen Lächeln dem Grafen entgegen.

„Sehen Sie es nur an, Monseigneur, keine Diebeshand hat es berührt. Wollen Sie ihm einen Platz in Ihrer Bibliothek auf Beaumanoir geben?“

„Beaumanoir!“ wiederholte Lord Estmere im größten Erstaunen; was konnte ein Zigeuner von seiner alten Heimath mit der großen werthvollen Bibliothek wissen? Aber er nahm das Buch und blätterte darin mit dem ganzen Interesse eines Kenners. „Ein wirklicher Attawante,“ murmelte er — „und in ganz gutem Zustande!“

Der Minister neben ihm sah über seinen Arm das Buch an.

„Der Dante!“ rief er aus. „Aber Tricotrin, das ist ja dasselbe Buch, für welches Euch der Cardinal voriges Jahr in Nizza unglaubliche Summen bot!“

Tricotrin zuckte die Achseln.

„Ich brauchte das Geld damals nicht, wohl aber jetzt. Uebrigens fühlte ich mich nicht zu Monsignor hingezogen. Ich habe dem Grafen Eustace das Buch gebracht, weil ich weiß, daß er es nicht allein mit dem Stolz eines Bücherfreundes aufheben, sondern auch gebrauchen wird!“

Estmere's Augen wandten sich halb unwillig, halb erstaunt zu dem Sprecher hin, als er die Worte „Graf Eustace“ hörte. — Bei seinem Taufnamen genannt zu werden! So etwas hatte sich noch Niemand herausgenommen. Aber er sagte nichts und fuhr in der Betrachtung des literarischen Schatzes fort.

„Ihr braucht das Geld?“ fragte er endlich.

Tricotrin machte eine stolze, ungeduldige Geberde.

„Mylord, die einzigen Fragen, die Sie angehen, sind: Wie viel ist es werth? und wünschen Sie es zu besitzen? Hunderte in Europa werden es gern kaufen, wenn Sie nicht wollen!“

Estmere schwieg; der Verweis, den der Mann ihm gab, war

ein verdienter, und stolz wie er war, hörte er ihn gern, und achtete den kühnen Sprecher dafür.

„Es ist eine vollständig gute Ausgabe,“ sagte er, zu dem französischen Minister gewandt. „Was hat der Cardinal dafür geboten?“

Sein Freund nannte die Summe.

„Viel zu viel!“ unterbrach ihn Tricotrin. „Der Cardinal war ein Narr, und was ist auch eine — Antike Besonderes? Nur ein Ding, das durch die Zeit alt und verbraucht geworden ist. Es geht dem Buche wie einem Menschen, wenn die Seiten nur gut beschrieben und wohl erhalten sind, so fragt man nicht nach dem Stammbaum.“

Diese Ansicht war denn doch zu demokratisch für den Grafen; er erwiederte nichts, — aber ein Blick auf die Miniaturen des Dante bestimmte ihn, das Buch zu kaufen.

„Wenn Ihr den Preis des Cardinals annehmen wollt, so ist das Buch mein,“ sagte er.

Tricotrin verbeugte sich und Estmere dachte, als er die Bewegung sah: „Der Mann neigt sich, als ob er Meinesgleichen wäre, — und mit unendlicher Grazie. Wer kann es sein? Gewiß kein gemeiner Vagabund. Er wartete einen Augenblick,

und verspürte große Lust, sich mit dem Fremden, dessen freies, offenes Wesen ihn angezogen hatte, länger zu unterhalten, aber seine natürliche Verschlossenheit und der aristokratische Abscheu gegen die Vertreter der Demokratie hielt ihn zurück: er reichte ihm den Attawante wieder.

„Ich werde Euch das Geld senden, seid so gut und gebt das Buch dem Ueberbringer. Meine Leute werden Euch auch ein Frühstück besorgen, wenn Ihr hineingehen wollt.“

Tricotrins Stirn zeigte tiefe Falten und die Purpurgluth des Zorns übergoß sein Gesicht.

„Ich werde hier bleiben,“ sagte er schneidend, „und bedarf Eurer Gastfreundschaft nicht.“

„Ah, Estmere, der Mann ist so stolz,“ wisperte Pharamonde; Estmere hörte aber nicht hin, sondern ging dem Schlosse zu. Es that ihm fast leid, daß er den Attawante gekauft hatte, doch der Mann mußte das Geld wohl nöthig gebraucht haben, sonst hätte er sich wohl nicht von dem seltenen Buche getrennt.

Tricotrin ging unruhig vor dem Schlosse auf und ab; der französische Minister näherte sich ihm.

„Tricotrin, warum habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr in Geldverlegenheit seid?“

Tricotrins Adleraugen sprühten Feuer.

„Männer von meinem Stande nehmen keine Gaben, denn dieselben sind entweder Bestechungen oder Almosen; ich verachte beides!"

„Aber Lohn für einen guten Dienst? Seht, Tricotrin, Ihr könntet dem Staate wirklich einen großen Dienst leisten —"

„Dadurch, daß ich die Schafe veranlasse, sich noch geduldiger scheeren zu lassen, und die Ochsen, daß ihnen noch mehr aufgebürdet wird! Ich werde es nicht thun!"

„Nein, nein!" murmelte der geschmeidige Staatsmann. „Das nicht. Aber gebraucht Euren Einfluß über das Volk bei den Wahlen —"

„Ich mische mich nicht in solche Sachen!"

„Warum nicht?"

„Warum? Nun, dann müßte ich dem Volke doch die nackte Wahrheit zeigen, so wie sie mir erscheint, und wenn dasselbe seine Herrscher einmal im wahren Lichte sähe, so würde die Erde von Strömen Blutes gefärbt werden. Das Volk ist lange geduldig und unterwürfig, wie ein Kameel; erhebt es sich aber, so gleicht seine Wuth der des Tigers. Wir, die wir dieses wissen, zittern bei dem Gedanken, daß das geduldige Thier, welches so lange

fügsam gewesen ist, plötzlich sich erheben könne, um seine unerträgliche Bürde abzuwerfen und im gerechten Zorn seine Führer und seine eigenen Freunde zu zermalmen. Sollte ich dem Volke diese Aufklärung geben?"

Er sprach leidenschaftlich und mit größerer Bitterkeit als gewöhnlich. Pharamonde sah ihn erschreckt an und schwieg.

„Das ist nicht die gewöhnliche Vorsicht des Demagogen," dachte er.

„Ich bin kein Demagoge," sagte Tricotrin, der den Gedanken auf seinem Gesichte las. „Wissen Sie, was ein Demagoge ist? Ein Mann, der das Kameel aufstachelt, so daß es seine Bürde abwirft, und der in der Hitze des Streites sich selbst mit den abgeworfenen Gütern bereichert."

„Mylord sendet dieses!" unterbrach ein Diener, der das Geld für den Dante trug.

Tricotrin nahm es stillschweigend und reichte dem Diener das Buch. Pharamonde sah ihn neugierig an.

„Ihr seid ein eigenthümlicher Mann! Ihr könntet Euch Tausende auflesen, wenn Ihr wolltet!"

„Ich mag meine Finger nicht beschmutzen," antwortete Tricotrin scharf, winkte dem Minister ein Lebewohl zu und stieg

die Terrassen hinab. Er hatte sich bei der Unterredung nicht ganz wohl gefühlt. Die hübschen Schmucksachen für Viva waren auf Kosten eines großen Seelenschmerzes angeschafft worden; denn die Trennung von dem geliebten Buche war ihm nahe gegangen und doch liebte er den Mann auch wieder, dem er es verkauft hatte.

Pharamonde suchte, als Tricotrin ihn verlassen, seinen Wirth auf, der in seiner Bibliothek mit dem eben gekauften Buche beschäftigt war.

„Ihr versteht Tricotrin nicht," sagte der französische Minister. „Er ist in seiner Art so stolz wie Sie, Herr Graf, in Ihrer. Wohlthaten und Begünstigungen verachtet er, und selbst die Gastfreundschaft, wenn er sie nicht erwiedern kann."

„Nun, ein guter Geist — das; aber, wer ist er denn eigentlich?"

„Tricotrin!"

„Aber das ist doch kein Name?"

„Es ist sein Name, und kein anderer Name hat seit Mirabeau einen solchen Klang beim Volke gehabt. Er könnte ein zweiter Mirabeau werden, wenn er nur wollte."

„Und warum will er denn nicht?"

„Er liebt seine Freiheit, sein ungebundenes Leben und hat keinen Ehrgeiz. Zu verschiedenen Zeiten habe ich ihn beobachten können, er liebt mich nicht, aber er ist ein interessantes Studium. Auch ist er ein tüchtiger Gelehrter und entwickelt eine feurige Beredtsamkeit, — wenn er will; er scheint zum Herrschen geboren — aber er kümmert sich um weiter nichts, als vielleicht bei einer Bauernhochzeit oder bei einem Pariser Weingelage aufzuspielen!“

„Ein Zigeuner also!“ sagte Estmere mit einem leichten Schauder. „Er ist nicht der Erste, der ein Genie, das ein Reich hätte beherrschen können, auf gemeine Art vergeudet hat!“

Der Schluß war falsch, aber Pharamonde freute sich darüber; es war eine Revanche dafür, daß Tricotrin ihm einen Verweis gegeben.

„Ein Gelehrter, sagten Sie?“ fuhr Estmere fort, noch immer in dem Dante blätternd. „Ich bitte, was waren seine Vorfahren, er muß doch andere Domicile haben, als Weinhäuser?“

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen,“ sagte der Staatsmann aufrichtig. „Ich glaube, keine lebende Seele weiß woher er kam. Vorfahren! Er würde so etwas Aristokratisches nicht anerkennen. Auf Ehre! ich glaube, er sprang aus der Erde!“

„In voller Rüstung, höchst wahrscheinlich;" sagte Estmere mit sarkastischem Tone, der seinem Gaste durchaus nicht behagte.

Pharamonde fühlte, daß der Engländer ihn mit sammt dem Zigeuner verachtete, und beeilte sich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, und Estmere stellte das Buch in sein Cabinet. — — —

Es war schon spät am Abend, als Tricotrin zu seinem Pflegekinde zurückkam, denn er war nach Blois gegangen, welches eine volle Tagereise von dem kleinen, einsamen Dörfchen entfernt war.

Viva saß auf einem Stein an der Hüttenthür und hatte die weiße Katze Bébé in ihrem Schooß; die Sonne war schon untergegangen, aber in der Dämmerung leuchtete das goldene Haar und die schneeigen Arme, mit denen sie ihren Liebling umfangen hielt; die herrlichen Schultern waren unbedeckt, und das leichte, halbgeöffnete Mieder zeigte das Heben und Senken ihrer Brust.

Tricotrin stand still und betrachtete sie. Lag es an ihrer Haltung, oder an den sie umgebenden Schatten, sie sah nicht mehr wie ein Kind aus, sondern wie eine reife Jungfrau! Oder dünkte es ihm nur so, weil ein Mann sie als Jungfrau begehrt? Und zum ersten Male kam träumerisch ein süß schmerzlicher Ge=

danke über ihn — aber mit einem bitteren Lächeln wies er ihn von sich.

„Unsinn!“ dachte er, „mir gegenüber ist sie noch ein Kind! Was würde mir auch sonst bevorstehen? Doch nur Bruno's trauriges Schicksal!“

Er wartete nicht länger, schlich leise näher und warf das Päckchen, welches er trug, in ihren Schooß. Viva fuhr erschreckt auf, und die arme Katze fiel von ihrem warmen Lager. Aber Viva stieß einen Freudenruf aus, als aus dem geöffneten Packetchen ein noch schönerer, kostbarerer Schmuck fiel, als derjenige war, von dem sie heute früh sich hatte trennen müssen.

Freudig schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, und dankte ihm mit den zärtlichsten Ausdrücken, — und er fühlte sich für den Verlust seines Dante belohnt.

„Nun, sind diese ebenso hübsch, Kleine?“ fragte er.

„Ebenso hübsch? Tausendmal schöner! Ihr wißt ja, wie herzlich ich Euch liebe, und —“ sie stockte einen Augenblick, dann, sich dicht an ihn schmiegend, fuhr sie mit dem kindlichsten Vertrauen in der Welt fort — „es war vielleicht recht schlecht von mir, er war immer so freundlich, und bat mich so oft um Liebe

— aber liebhaben konnte ich ihn nicht. Er war ja nur ein Prinz Fainéaut."

Tricotrins Augen leuchteten.

„Ein Prinz Fainéaut — sehr wahr! und die Kronen, die er Dir versprach, waren von Eisen, und hätten Deine Stirn wund gedrückt, wenn Du sie getragen hättest."

„Ah!" — Viva sah zu ihm auf und schauderte; sie ahnte, daß ein Unglück sie würde betroffen haben, wenn sie dem Prinzen gefolgt wäre; aber inwiefern, das wußte sie nicht. „Aber — Paris wäre doch Wahrheit gewesen, nicht wahr? Ich möchte doch Paris gern sehen!"

„Den Himmel und die Hölle der Frauen? Mein Kind, hier bist Du besser aufgehoben."

„Aber nur einmal sehen!" bat Viva schmeichelnd. „Die wunderbar schönen Sommernächte, von denen der Prinz erzählte, mit den illuminirten Straßen, die wie ein Feuermeer aussehen. Und die vielen Lichter in den Parkanlagen, die wie tausend blinkende Sterne zwischen den Blättern schimmern. Wenn ich erst älter bin, dann nehmt Ihr mich mit, nicht wahr? O, laßt mich immer und überall mit Euch gehen."

Er schaute sie freundlich an, und ein glückseliges Lächeln verklärte seine edlen Züge.

„Wir wollen sehen, Viva, — wenn Du älter bist."

Der Abend war einer der schönsten seines Lebens. Zu seinen Füßen hingegossen lag das anmuthige Wesen, während, in sanftem Mondenschein, die herrlichsten Töne seinem Instrumente entquollen.

Sie lauschte, und ein seliges Gefühl beschlich Beider Herzen. Der Prinz Fainéant war vergessen; und Tricotrin bedauerte den Verlust seines Dante nicht mehr.